

Gdańsk 2018, Nr. 39

<https://doi.org/10.26881/sgg.2018.39.22>

**Wilfried Kürschner**

Universität Vechta

## Mein Sprach-Leben

Der folgende Bericht besteht aus zwei Teilen. Der erste geht zurück auf die Abschiedsvorlesung, die ich am 15. Juli 2010 vor Studenten, Kollegen aus der Universität und Gästen von außerhalb gehalten habe.<sup>1</sup> Den zweiten Teil habe ich im Frühjahr 2018 angefügt, als Andrzej Kątny mich eingeladen hatte, für die Festschrift für Ulrich Engel ein »Selbstporträt« beizusteuern. Es umfasst mit Rückblicken und Ausblicken die acht Jahre, die ich nun im Ruhestand bin (im akademischen Kontext spricht man gern vom »Emeritat«).

**Schlüsselwörter:** autobiografische Notizen, Geschichte der Sprachwissenschaft, germanistische Linguistik, Forschung und Lehre, akademische Institutionen, Universität Tübingen, Universität Freiburg, Universität Vechta.

**My linguistic life.** – The following report consists of two parts. The first one is essentially the text of my farewell lecture given on July 15<sup>th</sup>, 2010. There were a number of students, academic colleagues and guests from outside the university present. The second part was added in early 2018 following Andrzej Kątny's kind invitation to contribute a self-portrait to the festschrift for Ulrich Engel. It covers the period of eight years after my retirement with some flashbacks and some foresights.

**Keywords:** autobiographical notes, history of linguistics, German linguistics, research and teaching, academic institutions, University of Tübingen, University of Freiburg, University of Vechta.

### 1. Sechzig Semester Vechta: Der Wörter sind genug gewechselt

Liebe Kommilitoninnen und liebe Kommilitonen, liebe Gäste!

Ich möchte Ihnen herzlich danken, dass Sie sich an diesem heißen Nachmittag [15. Juli 2010] aufgemacht haben und in den Hörsaal B 1 gekommen sind. Den Abschied von Ihnen, liebe Studenten, möchte ich ganz bewusst an diesem Ort nehmen, an unserem gemeinsamen Arbeitsplatz, an dem wir oft miteinander und mit der Wissenschaft gerungen, häufig aber auch zusammen Freude gehabt haben beim Versuch, Wissen und Einsicht zu erlangen und zu vermitteln.

In der folgenden Stunde möchte ich am Anfang gern etwas persönlicher werden und Ihnen ein bisschen von den fünf Stationen meines – wie Sie feststellen werden: ziemlich unspektakulären – Lebens berichten. Im Anschluss daran möchte ich etwas ausführlicher

---

<sup>1</sup> Die in Fußnoten gesetzten Passagen wurden seinerzeit natürlich nicht vorgetragen. Sie enthalten auch spätere Ergänzungen.



Wilfried Kürschner

(Foto: Uwe Haring)

darstellen, wie ich »zur Sprache kam«, also Erinnerungen und Stationen ansprechen, die von heute her betrachtet meinen Weg zum Sprachwissenschaftler bereitet haben. Danach bin ich dann endlich beim Thema »60 Semester Vechta«. Im Anschluss an diese vielen, hoffentlich nicht allzu vielen Worte wollen wir uns dann draußen an einem kleinen Imbiss und kühlen Getränken stärken und dabei das tun, was wir am besten können: Wörter wechseln, Wörter dreheln, Wörter häckeln und Wörter sächeln.

### 1.1. Meine fünf Orte

Mein Leben lässt sich mit seinen entscheidenden Stationen in Gruppen von fünf und von zehn Jahren einteilen.

### 1.1.1. Lichterfeld (1945 bis 1955)

Ich bin am 8. April 1945 geboren, gerade noch im Krieg, der vier Wochen nach meiner Geburt zu Ende ging,<sup>2</sup> und habe die ersten zehn Jahre in einem kleinen Ort in der Niederlausitz verbracht. Die Niederlausitz ist ein Landstrich gut hundert Kilometer südlich von Berlin; sie grenzt als südlichster Teil des Landes Brandenburg an Sachsen. Bis Dresden sind es von Lichterfeld<sup>3</sup>, so heißt mein Geburtsort, etwa 80 Kilometer. Dort, zwischen Berlin und Dresden, besuchte ich von 1951 bis 1955 die Grundschule, erhielt also meine schulische Grundausbildung in der DDR. Wir waren neun Kinder in der Klasse.

### 1.1.2. Dortmund (1955 bis 1965)

1955 beginnt der zweite, ebenfalls zehnjährige Abschnitt meines Lebens. Meine Mutter<sup>4</sup>, die damals als Postbotin tätig war, übersiedelte mit mir in den Westen, nach Dortmund, ins Ruhrgebiet. Mein Vater<sup>5</sup>, von Beruf Zimmermann, war 1948 in russischer Gefangenschaft in Sibirien im Alter von 40 Jahren gestorben, und ich erhielt seinen Bruder<sup>6</sup> zum Ersatzvater. Nach kurzem Besuch der Volksschule<sup>7</sup>, wo ich mich plötzlich in einer Klasse mit weit mehr als fünfzig Schülern wiederfand, bezog ich, gut vorgebildet durch die Lichterfelder Grundschule, das Helmholtz-Gymnasium im Dortmunder Norden und legte dort 1965 das Abitur ab.<sup>8</sup>

### 1.1.3. Tübingen (1965 bis 1975)

Da ich als einziger Sohn eines infolge von Kriegseinwirkungen verstorbenen Vaters keinen Wehrdienst abzuleisten hatte, konnte ich gleich mit dem Studium beginnen. Mich zog es, anders als die übrigen zwölf Mitabiturienten aus meiner Klasse, die alle bis auf einen<sup>9</sup> nach Münster zum Studieren gingen, nach Süddeutschland, nach Tübingen. Auf Tübingen war ich vom Cheflektor in einem Dortmunder Verlag, in dem ich nebenbei arbeitete, gebracht

<sup>2</sup> So erfüllte sich der Wunsch meiner Mutter, den sie in meinen Namen gelegt hatte: Sie verstand *Wilfried* wörtlich: »ich will Frieden«.

<sup>3</sup> Lichterfeld liegt in der Nähe der Kreisstadt Finsterwalde. Auf den doch auffälligen Gegensatz von *Lichterfeld* und *Finsterwalde* musste ich, ehrlich gestanden, erst vor einigen Jahren von außen aufmerksam gemacht werden.

<sup>4</sup> Milda Kürschner, geb. Jaskulla, geboren 1910, gestorben 1994.

<sup>5</sup> Willi Kürschner. Meine Frau und ich haben 2014 den Kriegsgräberfriedhof in Anshero-Sudschensk, auf dem er begraben liegt, besucht. Der Ort liegt in Westsibirien, gut 300 Kilometer nordöstlich von Nowosibirsk.

<sup>6</sup> Max Kürschner, geboren 1902, gestorben 1979.

<sup>7</sup> Graf-Konrad-Schule in Dortmund-Lindenhorst.

<sup>8</sup> Ich besuchte den neusprachlichen Zweig mit Englisch als erster Fremdsprache (ab der Sexta, jetzt 5. Klasse genannt), Latein als zweiter (von der Quarta bis zur Obersekunda, 7.–11. Klasse) und Französisch als dritter Fremdsprache (ab der Obertertia, 9. Klasse).

<sup>9</sup> Thomas Büttner, der zunächst den Wehrdienst ableistete und danach ebenfalls in Tübingen studierte.

worden – ich komme nachher noch einmal darauf zurück.<sup>10</sup> Im Sommersemester 1965 begann ich das Studium der Anglistik und der Slawistik. Die Slawistik ersetzte ich nach einem Jahr durch das Fach Germanistik. Dieser Wechsel war, wie sich im Jahr darauf, 1967, herausstellte, mein Glück, sonst hätte ich wahrscheinlich nicht die Germanistikstudentin Christa Ledebrock kennengelernt, die 1967 von Göttingen nach Tübingen wechselte, um dort für ein oder zwei Gastsemester ihre beiden Fächer, besonders die Tübinger evangelische Theologie, die damals einen großen Ruf genoss, zu studieren und danach wieder nach Göttingen zurückzukehren. Zum Glück konnte ich sie von letzterem Vorhaben abhalten. Stattdessen heirateten wir im Dezember 1970, nachdem wir im Sommer die Prüfungen zum ersten Staatsexamen abgelegt hatten.

Die ersten fünf der insgesamt zehn Tübinger Jahre waren also dem Studium gewidmet, was nicht immer ganz konsequent durchzuhalten war, einerseits wegen der schon erwähnten Kommilitonin, andererseits wegen der mit einiger Verzögerung auch in der südwestdeutschen Provinz eintreffenden Studentenrevolte. Es kam zu zahlreichen Demonstrationen, Sit-ins, Vorlesungsstreiks, die ein geordnetes Studieren besonders im Massenfach Germanistik nicht immer möglich machten. Ich selber mochte mich der linken, zunehmend auch in Tübingen extrem werdenden Bewegung nicht anschließen. Mir erschien die Stoßrichtung allzu einseitig gegen den Westen, gegen Amerika gerichtet und viel zu »blauäugig« pro Sozialismus, zumal ich durch meine Verwandten, die alle in der DDR geblieben waren, über die Verhältnisse in einem sozialistischen Land einigermaßen Bescheid wusste.<sup>11</sup> Ein weiterer Grund war der, dass ich von den Tübinger Anführern der studentischen Protestbewegung keine allzu hohe Meinung hatte. Ihre Versuche, sich selbst an die Stelle von Dozenten zu setzen und sogenannte autonome Lehrveranstaltungen – natürlich ohne Prüfungen für die Teilnehmer – zu organisieren, scheiterten recht bald auch mangels Interesse seitens der übrigen Studenten. Die Anführer, soweit ich sie erlebt habe, waren, wie nicht anders zu erwarten, fachlich einfach nicht qualifiziert genug.

Was die erste Hälfte der Tübinger Zeit angeht, sollte ich noch erwähnen, dass ich in ihrer Mitte ein Auslandssemester einlegte, das damals, wenn ich mich recht erinnere, für alle Anglistikstudenten verpflichtend war. Ich verbrachte das »Michaelmas term« von September bis Dezember 1967 und das »Epiphany term« von Januar bis März 1968 in Nordengland an der Universität Newcastle upon Tyne. Im Sommer 1970 legte ich dann, wie gesagt, die erste Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien ab. Diese Prüfung war seinerzeit der normale Abschluss in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Der Magisterabschluss für die, die auf

---

<sup>10</sup> Außerdem waren in der »edition suhrkamp« zwei Bändchen mit dem Titel »Tübinger Einleitung in die Philosophie« (1963, 1964) erschienen. Ihren Autor, Ernst Bloch, habe ich in den ersten Tübinger Semestern noch gehört.

<sup>11</sup> In der Rückschau für mich entscheidend war der August 1968, als Truppen des Warschauer Paktes, voran die sowjetische Armee, einmarschierten und das Prager Experiment eines »demokratischen Sozialismus« brutal beendeten. In Tübingen und anderswo gab es gegen diesen Überfall keine Demonstrationen, im Gegenteil wurde der sowjetischen Führung Verständnis entgegengebracht, dass sie es nicht zulassen könne, dass ein sozialistischer Staat, noch dazu einer, der im Westen an das NATO-Gebiet angrenzte, eigene Wege gehen wolle. Die Demonstrationen und Teach-ins gegen den Vietnamkrieg der Amerikaner und gegen die Notstandsgesetzgebung in der Bundesrepublik Deutschland gingen dagegen unvermindert weiter.

keinen Fall ins Lehramt wollten, wurde gerade erst erfunden. Aber auch das Lehramtsexamen war ein solches nur dem Namen nach, denn das Studium selber und auch das Examen waren völlig frei von schulbezogenen Inhalten. Die waren dem Referendariat vorbehalten. Es gab zwar pädagogische und ein oder zwei fachdidaktische Lehrangebote, doch machte man in aller Regel, da sie nicht obligatorisch waren, einen großen und hochnäsigen Bogen um sie herum.

Am Ende des Jahres haben dann, wie gesagt, die beiden frisch Examinierten geheiratet – ich war 25 und meine Frau 29 Jahre alt. Meine Frau betrat die Lehreraufbahn, während ich an der Universität blieb und die Promotion vorbereitete, die mir mein akademischer Lehrer Otmar Werner in der germanistischen Linguistik angeboten hatte. 1973 war die Promotion dann erledigt,<sup>12</sup> und ich bekam eine wissenschaftliche Assistentenstelle mit der Maßgabe, mich binnen sechs Jahren zu habilitieren. Meine Frau legte 1974 ihr zweites Staatsexamen ab und wurde Gymnasiallehrerin. 1975, am Ende der Tübinger Zeit, bekamen wir unser erstes Kind, unsere Tochter Katrin. Sie praktiziert heute in Köln als Psychologische Psychotherapeutin, sie ist verheiratet mit Heiko Reich, einem Gymnasiallehrer, und sie haben zwei Kinder, Rafael und Timon. Alle vier sind heute in Vechta. [2011 bekamen sie ihren dritten Sohn, Malte.]

#### 1.1.4. Freiburg (1975 bis 1980)

Es folgte nun nach den drei Zehnjahreszeiträumen Lichterfeld, Dortmund, Tübingen ein kürzerer von fünf Jahren, den wir in Freiburg im Breisgau verbrachten. Dorthin war Otmar Werner gewechselt, um sich ganz der vergleichenden germanischen Philologie und der Skandinavistik zu widmen – in Tübingen hatte er sich auf die Germanistik im engeren Sinn, also auf die deutsche Sprache, zu konzentrieren gehabt. Ich habe diese Ausweitung nicht mitgemacht, sondern überlasse sie meinem Sohn. Sebastian ist 1976 in Freiburg geboren worden. Während des Studiums entdeckte er seine Liebe zur Sprachwissenschaft – was mich zugleich überraschte und erfreute.<sup>13</sup> Er ist nach der Promotion 2007 in Freiburg und zwei Jahren Tätigkeit als »Onderzoeker« in Groningen jetzt Juniorprofessor für Variationslinguistik

<sup>12</sup> Leichtsinnigerweise hatte ich mich zur Mitarbeit am »Funkkolleg Sprache« bereit erklärt (etwas mehr dazu unten in Abschnitt 1.2.6). Die damit zusätzlich zur Erarbeitung der Funkmanuskripte und Studienbegleitterbriefe für meine beiden Studieneinheiten über »Generative Wortbildung« verbundenen Tätigkeiten – Teilnahme an Koordinationssitzungen, Mitwirkung an der Erstellung und Evaluierung von Multiple-Choice-Aufgaben für die Zentralklausuren und dergleichen mehr – waren doch aufwändiger als zunächst gedacht. Aber der Kitzel, an diesem Unternehmen mitwirken zu dürfen, mit dem die »moderne Linguistik« (so der Untertitel des Funkkollegs) 30 000 Hörern, in der Hauptsache wohl Lehrern, vermittelt wurde, überwog alle Bedenken, sodass für die Arbeit an der Dissertation am Ende nur noch ein knappes Jahr Zeit übrig blieb. Zum Glück lagen die Arbeit und die Studieneinheiten thematisch eng beieinander. Hinzu kam auch, dass ich mich am Ende, abgesehen von Verwaltungsarbeiten, die ich als Verwalter einer wissenschaftlichen Assistentenstelle zu erledigen hatte, dank der Großzügigkeit meines »Chefs«, Otmar Werner, ganz auf die Dissertation konzentrieren konnte. Seminare durften in Tübingen damals nur von Promovierten gehalten werden.

<sup>13</sup> In Lehre und Forschung greift er, um es verkürzt zu sagen, auf meinen Doktor- und Habilitationsvater Otmar Werner zurück, hat also einen viel weiteren Blick als ich auf die germanischen Sprachen, von denen er das Niederländische und das Dänische beherrscht und im Schwedischen und Norwegischen gute Kenntnisse hat – zusätzlich zum Englischen, Französischen und Lateinischen.

und Sprachkontaktforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg.<sup>14</sup> Seine Frau Elisabeth Reber ist ebenfalls promovierte Linguistin mit dem Englischen als Bezugssprache und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin.<sup>15</sup> Nächsten Monat bekommen sie ihr erstes Kind.<sup>16</sup> Auch sie sind beide, oder besser gesagt zu dritt, heute in Vechta.

Zurück nach Freiburg. Die fünf Jahre dort waren für meine Frau ausgefüllt mit der Festigung ihrer Schulkarriere, für mich mit der Vorbereitung der Habilitation, also der Anfertigung einer zweiten Doktorarbeit, die seinerzeit für die Erlangung einer Professur für unerlässlich erachtet wurde. Daneben waren unsere beiden Kinder aufzuziehen.<sup>17</sup> Otmar Werner war, wie schon in Tübingen, ein äußerst hilfsbereiter und nachsichtiger »Chef«, voller Rücksichtnahme auf unsere familiäre Situation. Er ließ mir in thematischer Hinsicht jeden Freiraum und beanspruchte mich nur im nötigen Umfang für Verwaltungstätigkeiten. Auch hatte ich in jedem Semester nur ein Seminar zu geben.

Im Frühjahr 1979 konnte ich meine Habilitationsschrift einreichen, und nach positiver Begutachtung und bestandenem Habilitationskolloquium, einer Art Prüfung nach einem wissenschaftlichen Vortrag, war das Habilitationsverfahren beendet.

#### 1.1.5. Vechta (seit 1980)

Schon im Sommer dieses Jahres hatte ich mich an die Universität Osnabrück auf eine Professur für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik beworben.<sup>18</sup> Ich erinnere mich noch genau, wie mich per Post die Einladung zu einem Vorstellungsvortrag erreichte<sup>19</sup> und wir erstmals gründlicher in den Autoatlas sahen, um herauszufinden, wo denn dieser Vorort Osnabrücks genau läge. Dass Vechta an die 60 Kilometer von Osnabrück entfernt lag, klärte den Irrtum vom Vorort auf, und zum ersten Mal begann ich zu ahnen, dass die Absenderangabe »Universität Osnabrück, Abteilung Vechta« mehr zu besagen hatte, als ich zunächst angenommen hatte. Doch davon später mehr. Im Lauf des Jahres 1980 erhielt

<sup>14</sup> Sebastian wurde im Dezember 2011 mit gleichbleibender Denomination in Erlangen zum Universitätsprofessor ernannt. Seit Oktober 2016 ist er ordentlicher Universitätsprofessor und Inhaber des Lehrstuhls für Deutsche Sprachwissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Von ihm wird gegen Ende noch einmal die Rede sein (Abschnitt 2.10).

<sup>15</sup> 2018 hat sie ihre Habilitationsschrift an der Universität Potsdam eingereicht.

<sup>16</sup> Felizia wurde am 6. August 2010 geboren. 2014 kam Jonathan zur Welt.

<sup>17</sup> Über unsere jeweiligen Anteile daran haben meine Frau und ich unterschiedliche Erinnerungen. Ich meine immer, ich hätte mich schon damals ganz schön um die Kinder gekümmert – wie ein Mann das halt so kann –, während meine Frau meinen Anteil am Erziehungsgeschäft doch wesentlich geringer einstuft. Vielleicht kann ich mich ja jetzt bei den [jetzt fünf] Enkelkindern revanchieren.

<sup>18</sup> Eine weitere Bewerbung an der Universität München um eine C3-Professur für Germanistische Linguistik führte im März 1980 zur Platzierung auf der Berufungsliste.

<sup>19</sup> Der Brief war unterschrieben vom Vorsitzenden der Berufungskommission, Edgar Papp. Edgar Papp war von 1976 bis 1995 Professor für mittelalterliche Sprache und Literatur in der Vechtaer Germanistik und wechselte, da sein Lehrgebiet für die verbleibenden Studiengänge Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen nach dem Verlust der »höheren« Studiengänge (Lehramt an Gymnasien, Magister), nicht mehr benötigt wurde, an die Universität Göttingen.

ich außerdem<sup>20</sup> das Angebot auf eine Professur für Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität zu Köln.<sup>21</sup> Ich vereinbarte mit beiden Orten, dass ich den Ruf annähme, der mich als erster erreichen würde.

Vechta machte das Rennen, und ich trat zum 1. Oktober 1980 die Stelle an, zunächst als Lehrstuhlverwalter, dann ab dem 2. Januar 1981 nach den beamtenrechtlichen Klärungen als wohlbestallter Lebenszeitbeamter. Wir zogen von Freiburg nach Vechta um, meine Frau erhielt eine Stelle als Gymnasiallehrerin für die Fächer Deutsch und evangelische Religion am Gymnasium in der Nachbarstadt Lohne, wo sie als Oberstudienrätin bis Anfang 2007 unterrichtet hat. Die Kinder besuchten hier den Kindergarten und die Schulen und verließen uns zum Studium Mitte der 90er-Jahre. Seither also 30 Jahre oder 60 Semester Vechta, und wenn es gut geht, sollen gern noch ein paar Jahrfünfte dazu kommen, die dann aber nicht mehr nach Semestern gezählt werden.

So weit ein kurzer, vielleicht dennoch allzu wortreicher Abriss eines, wie angekündigt, unspektakulären, um nicht zu sagen: langweiligen Lebens. Es ist zum Glück, von einigen Aufwallungen abgesehen, in der Tat wenig Aufregendes passiert, und ich habe mich danach, ehrlich gesagt, auch nicht geseht. Im Gegenteil bin ich dankbar, dass ich sowohl die ersten 35 Vechta-freien Jahre als auch die folgenden 30 Jahre in Vechta in ziemlicher Ruhe erleben durfte: kein Krieg, keine Not, keine privaten Katastrophen. Ich konnte mich meinen Interessen widmen und hatte das große Glück, dass ich mein Hauptinteresse zu meinem Beruf machen konnte und dafür auch noch bezahlt wurde.

## 1.2. Wie ich zur Sprache kam

Dass die Sprache den wesentlichen Schwerpunkt meiner Interessen bilden würde, zeichnete sich schon in meiner Kindheit ab – oder aber ich deute mir mein Leben im Rückblick so, dass es gar nicht anders als in eine Sprachprofessur münden konnte.

### 1.2.1. Kindheit

Zu meinen frühesten Erinnerungen zählt – ein Sprachfehler. Ich sehe mich in der Badewanne sitzen,<sup>22</sup> vor mir meine Mutter, wie sie mir mit heftig bewegtem Mund vorspricht, dass ich

<sup>20</sup> Ohne jede Vorstellung und platziert auf einer Einerliste.

<sup>21</sup> Die Stelle war allerdings um eine Gehaltskategorie niedriger dotiert (C 3) als die in Vechta (C 4), von wo ich gehört hatte, dass die Berufungskommission mich auf den ersten Platz der Liste gesetzt hatte. Zudem bot Vechta den Vorteil, dass wir in die Nähe meiner Schwiegereltern kämen – in der Nähe von Köln wiederum wohnte inzwischen meine Mutter, die es nicht ungern gesehen hätte, wenn wir vom weit entfernten Freiburg her in ihre Nähe gezogen wären.

<sup>22</sup> Es muss also ein Sonnabend sein, denn gebadet wurde bei uns zuhause (wie kurz nach dem Krieg wohl überall) nur einmal die Woche; dazu wurde auf dem Kohlenherd Warmwasser zubereitet, in eine Wanne gegossen, die dann der Reihe nach von den Familienmitgliedern bestiegen wurde, wobei immer wieder einmal warmes Wasser nachgekippt wurde.

statt *k* nicht *t* sagen solle, also nicht *Tuchen* statt *Kuchen* oder *Tamm* statt *Kamm*, und statt *g* nicht *d*, also nicht *Dabel* statt *Gabel*. Irgendwann einmal muss ich diese Fehlaussprache eingestellt haben – und ein paar Jahrzehnte später konnte ich mithilfe der Phonetik benennen, dass ich Probleme mit den velaren Explosiven gehabt hatte und diese durch ihre alveolaren Entsprechungen ersetzt hatte, und aus der Kindersprachenforschung konnte ich erfahren, dass dies nichts Besonderes ist.

Eine zweite Erinnerung: Die Bäckersfrau, in deren Haus wir wohnten, korrigierte mich in ihrem Laden, wenn ich von »unsrer Mutti« sprach: »Wilfried, das heißt nicht ›unsre Mutti‹, du bist doch alleene, du hast doch gar keene Geschwister, du musst ›meine Mutti‹ sagen.« So wurde mir klargemacht, dass ich nicht wie die anderen Kinder aus der Nachbarschaft zu mehreren aufwuchs, meine Mutter also nicht wie sie, wenn sie von ihrer Mutter sprach, als »unsre Mutti« bezeichnen durfte. Wiederum später hätte ich das als fehlerhafte Pronominalisierung mit Numerusinkonsistenz benennen können. Ansonsten habe ich aber unter dem Schicksal, ein Einzelkind zu sein, nicht besonders gelitten.<sup>23</sup>

### 1.2.2. Grundschule

Aus meiner Schulzeit ist mir ebenfalls Sprachliches in starker Erinnerung geblieben. Vielleicht haben Sie bei der Wiedergabe der Worte der Bäckersfrau bemerkt, dass sie *alleene* und *keene* statt *alleine* und *keine* sagte. In der Grundschule waren unsere Lehrer sehr darum bemüht, uns diese Unart – heute würde ich sie ostmitteldeutsche Monophthongierung mittelhochdeutscher steigender Diphthonge nennen – abzugewöhnen. Es galt als unfein, »Oogen, Fleesch und Beene« zu sagen – aus mittelhochdeutsch *ougen, fleisch, bein* – und sich sprachlich damit den Berlinern anzunähern. Ebenso anstößig war es, statt *Topf Topp* und *Kopp* statt *Kopf* zu sagen, also insoweit die zweite Lautverschiebung zu unterlassen.<sup>24</sup> Herausgeprügelt wurde uns diese Aussprache allerdings nicht, wie ich mich im Übrigen zum Glück nicht daran erinnern kann, dass in meinen Schulen geschlagen wurde.

Strafarbeiten wurden dagegen schon aufgegeben. Ich musste einmal eine mit dem Titel »Warum ich zu Sowjetsoldaten nicht Russen sagen darf« schreiben. Das muss in der zweiten oder dritten Klasse gewesen sein, als ich dem Lehrer auf seine Frage, was man denn am Vortag so erlebt habe, zur Auskunft gab: »Ich habe auf dem Feld Russen gesehen.« Damals, in den frühen 50er-Jahren, rückten russische Soldaten der Besatzungsarmee gelegentlich zu Manövern aus – normalerweise blieben sie in ihren Kasernen, isoliert von der deutschen Bevölkerung. Diese Soldaten wurden nun von jedermann »Russen« genannt, gewiss manchmal mit abschätzigem Unterton, einer negativen Konnotation, wie man auf Linguistisch sagt, ob damit aber eine Verächtlichmachung verbunden war, vermag ich nicht zu sagen. Unsere Lehrer hatten aber

<sup>23</sup> Durch meine Frau, die zwei Geschwister hat, habe ich mir später dann einen Bruder und eine Schwester angeheiratet. Interessanterweise sind deren Eheleute ebenfalls Einzelkinder.

<sup>24</sup> Die Ausprägung des Mitteldeutschen, wie sie in meiner Heimat gesprochen wird, heißt in der Dialektologie »Nordobersächsisch-Südmärkisch«. Es handelt sich dabei um »Übergangsdialekte im Grenzbereich des Ostmitteldeutschen zum Niederdeutschen im nördlichen Sachsen und südlichen Brandenburg unter Einschluss der zweisprachigen sorbischen Sprachinsel« (Metzler-Lexikon Sprache, 32005).



offenbar der DDR-Obrigkeit ihre Linientreue zu beweisen und ahndeten also meinen unschuldigen Sprachgebrauch mit einer Strafarbeit, in der ich dann getreulich erklärte, dass die Sowjetsoldaten uns schließlich vom Joch des Hitlerfaschismus befreit und deshalb Anspruch auf eine respektvolle Bezeichnung hätten.



Grundschule Lichterfeld, ca. 1953

Ich stehe in der ersten Reihe, der Dritte von links. Links außen Lehrer Otto Lehmann

Ich muss Ihnen eine vierte und letzte Episode aus meiner DDR-Zeit erzählen, die eine meiner Hauptbesessenheiten zu erklären in der Lage sein könnte. Ich muss in der Schule ein ziemlicher Streber gewesen sein, jedenfalls schrieben wir in der dritten oder vierten Klasse 15 Diktate. In den ersten 13 hatte ich null Fehler, erhielt also jeweils eine Eins. Und dann passierte das Unglück: In der 14. Arbeit machte ich einen Fehler: Ich schrieb das Wort *Erholung* mit einem *h* hinter dem *o* und die Eins wandelte sich zu einer Zwei. Zwar war das 15. Diktat wieder fehlerfrei, aber die Scham saß tief. Wahrscheinlich habe ich noch in einem Wörterbuch nachgeschlagen, um den Lehrer doch noch zu widerlegen, aber es half nichts. Dieses Wörterbuch war, wie Sie sich sicher schon denken können, nichts anderes als mein erster Rechtschreibduden, und zwar in Form der kleinen Ausgabe, die 1951 in der DDR erschienen war und die mir mein Cousin<sup>25</sup> geschenkt hatte. Ich war von diesem Buch fasziniert: Es war

<sup>25</sup> Peter Jaskulla, geboren 1941 [2016 gestorben]. Er hatte mir den 6. Nachdruck, 1101. bis 1250. Tausend, »abgeschlossen am 31.12.1953«, gekauft, sodass ich den »kleinen Duden« wohl Anfang 1954 erhalten habe.

nicht zu lesen wie die anderen Bücher, die ich geschenkt bekommen hatte, fast alles Märchenbücher.<sup>26</sup> Hier standen einfach Wörter untereinander, manche mit komischen Zusätzen versehen. Einige enthielten den Buchstaben *s* in einer Form, die aussah wie ein *f* ohne Strich: »f«. Und dann stand da mein Name drin, sowohl der Vorname wie der Nachname – einfach toll. Ich habe die Studenten und andere so viel mit dem Duden behelligt, wenn nicht gar gequält, dass es angebracht ist, an dieser Stelle eine kurze Musikeinspielung einzublenden. Zu hören ist die Sängerin Gayle Tufts, die den Text zur Musik von Rainer Bielfeldt selber geschrieben hat und ein beachtliches Dudenverständnis erkennen lässt.<sup>27</sup> Zugleich können wir damit ein kleines Jubiläum feiern: Vor gut einer Woche vor 130 Jahren ist das »Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache« von Konrad Duden zum ersten Mal erschienen.<sup>28</sup>

<sup>26</sup> Es waren alles schön illustrierte Bände der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm, die ich von meiner Mutter zu Weihnachten bekam. Da ich wusste, wo sie sie vor der Bescherung aufbewahrte, hatte ich sie bis Weihnachten schon meistens durchgelesen. Später wurden mir die Grimms, besonders Jacob Grimm, als Sprachwissenschaftler wichtig. Ich habe es mir zur Ehre angerechnet, dass ich innerhalb der Forschungsausgabe der Werke der Brüder Grimm einen Nachdruck der »Grimm-Bände« des »Deutschen Wörterbuchs« betreuen und einen langen Essay beisteuern durfte (2003).

<sup>27</sup> **Duden** (Bielfeldt/Tufts)

Ich bin du bist  
 Er sie es ist  
 I try to learn  
 But oh I'm just a little concerned  
 Es ist kein Spaß  
 Jeder jeden jedem der die und das  
 Don't ask me why  
 The only Satz I know is Konrad Duden must die  
 Konrad Duden must die  
 Konrad Duden must die  
 Konrad Duden has no right to live  
 'Cause he's the devil with the Genitiv  
 Schreib groß or klein  
 Doppel s ß or just s allein  
 Ich bin confused  
 Konrad ist gemein and I am feeling abused  
 Konrad Duden must die

Konrad Duden must die  
 Konrad Duden has no right to live  
 'Cause he's the devil with the Genitiv  
 For years now you've been laughing at me  
 With my einem einen der das und die  
 But since the Rechtschreibreform  
                                   that happened in Mai  
 Jeder Deutsche weiß daß Konrad must die  
 Du du Duden du du  
 Du du Duden du du  
 Du du Duden du du du du  
 Du du du Duden Duden du du du  
 Konrad Duden must die  
 Konrad Duden must die  
 Konrad Duden has no right to live  
 'Cause he's the devil with the Geni-  
 Der Schlimmste das ich kenne  
 The devil with the Genitiv

Aus: Gayle Tufts/Rainer Bielfeldt: *The Big Show* (Aufnahme Juli 1998)

<sup>28</sup> Dieser erste »Rechtschreibduden«, wie das Werk später genannt wurde, hatte einen Vorläufer, den sogenannten »Schleizer Duden« mit dem Titel »Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben«, den Konrad Duden 1872, damals Gymnasialdirektor in Schleiz (Thüringen), »für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete« verfasst hatte. Dudens Gymnasium, das »Rutheneum«, und das in seiner Nachfolge entstandene Konrad-Duden-Gymnasium haben meine Frau und ich in den frühen 90er-Jahren bei einem Besuch in Schleiz in Augenschein genommen und dabei auch ein hochinteressantes Gespräch mit dem damaligen Schulleiter, Dr. Dietrich Raboldt, führen können.

Durch intensive Nutzung von Antiquariaten und Suche auf Flohmärkten ist es mir im Laufe der Zeit gelungen, mindestens je zwei Exemplare aller bisher erschienenen Auflagen des Rechtschreibdudens (auch des

Spätestens damals muss ich wohl beschlossen haben, Professor für Orthografie zu werden, um zu durchschauen, wie mir so etwas passieren konnte. Zwar konnte ich noch nicht benennen, dass es am Stamprinzip der deutschen Orthografie liegt, dass *Erholung* nicht mit zwei *h* geschrieben wird – *Erholung* kommt ja nicht vom Adjektiv *hohl* –, andererseits ist aber auch nicht klar, was *Erholung* mit dem Verb *holen* zu tun hat. Dergleichen Mysterien interessieren mich bis heute.

### 1.2.3. Volksschule

Die Aufmerksamkeit auf Sprachliches scheint mir von der Natur oder dem lieben Gott mitgegeben worden zu sein. Nach der Übersiedelung nach Dortmund mit zehn Jahren stellte ich mich erst einmal von Ostmitteledeutsch auf Ruhrpottdeutsch um. Ich sagte also nicht mehr *Kirche*, sondern *Kiache*, sprach nicht mehr vom *Flukzeug*, sondern vom *Fluchzeug*, praktizierte also alle Sprachsünden von der R-Verdampfung bis zur G-Spirantisierung, vor denen ich Sie, meine Studenten, permanent warne. Warum tat ich das? Ich wollte nicht auffallen unter meinen Doatmuunder Altersgenossen, wollte mich in die neue Umgebung einpassen, wollte nicht als das Flüchtlingskind von drüben, aus der Zone erkennbar sein, wollte nicht »Lukaschek« genannt werden.<sup>29</sup> Mir wurde also am eigenen Leibe die integrierende, aber auch ausgrenzende Kraft der Sprache, wie sie sich schon im Lautlichen zeigen kann, bewusst. Erst ein Besuch vielleicht vier oder fünf Jahre später in der alten Heimat, wo ich wieder in die alte, vertraute Redeweise zurückfallen durfte, gab mir genügend Selbstbewusstsein, mich von den Dortmunder Übertreibungen zu lösen, aber auch die ostmitteledeutschen Eigenheiten wie die *Oogen* und die *Beene*, den *Kopp* und den *Topp* zu lassen. Seither spreche ich das Deutsche so aus, wie ich es noch heute tue: unauffällig, dialektfrei – und wieder auch ein bisschen langweilig.

### 1.2.4. Gymnasium

Auf dem Gymnasium, das ich 1956 bezog, lernte ich als erste Fremdsprache Englisch. Kürzlich habe ich erfahren, dass erst in diesem Jahr 1956 in Nordrhein-Westfalen Latein als erste Pflichtfremdsprache abgeschafft worden war. Es setzte dann aber in der Quarta – so hieß damals die dritte Gymnasialklasse, heute wäre es die siebte Klasse – der Lateinunterricht ein. Am Anfang ging noch

---

sogenannten Buchdruckerdudens) zu erlangen – bis auf die erste Fassung der 1996 erschienenen 21. Auflage, des sogenannten Reformdudens, die wegen Voreiligkeit eingestampft werden musste; bei einem Besuch im Verlagshaus des Dudens, dem Bibliographischen Institut in Mannheim, gestattete mir Werner Scholze-Stubenrecht, der damalige leitende Bearbeiter des Rechtschreibdudens, eines der der Vernichtung entgangenen Archivexemplare in die Hand zu nehmen und einen Blick auf die inkriminierten Schreibungen wie *Packet*, *Restorant*, *Bibliotek*, *Ortografie*, *Frefel* und *heiliger Vater* zu werfen. – Einen Satz aller erschienenen Auflagen des Rechtschreibdudens habe ich der Universitätsbibliothek Vechta zur Aufbewahrung übergeben.

<sup>29</sup> So lautete das mehr oder weniger böse gemeinte Schimpfwort für Flüchtlinge und Vertriebene, jedenfalls in meiner Dortmunder Umgebung. Es ging auf den Namen des Bundesministers für Angelegenheiten der Vertriebenen, Hans Lukaschek, zurück, der dieses Amt in der ersten Regierung Adenauer von 1949 bis 1953 ausübte.

alles einigermaßen gut, aber dann im zweiten Jahr Latein schrieb ich in einer Klassenarbeit eine glatte Sechs. Holland in Not. Da kam mir, wie so oft auch später im Leben, ein Lehrer zur Hilfe, diesmal mein Lateinlehrer Josef Schaefer. Er nahm mich in der Pause beiseite und statt mich abzukanzeln, fragte er mich, ob ich nicht einem Schüler aus seiner Sextanerklasse Nachhilfe in Latein geben könne. Völlig verblüfft sagte ich zu, setzte mich mit erwähntem Sextaner zusammen und erklärte ihm die Anfänge des Lateinischen, die ich dabei wohl zum ersten Mal selber so einigermaßen richtig verstand. Es bewahrheitete sich wie von Zauberhand der lateinische Spruch »Docendo discimus – durch Lehren lernen wir«, und ich gewann eine ziemliche Gewandtheit im Lateinischen, die mich damals dazu befähigte, Übersetzungen in Klassenarbeiten, für die eine Stunde vorgesehen war, binnen zehn Minuten zu erledigen. Wer fertig war, durfte nämlich das Klassenzimmer verlassen, und da ich mit 17 angefangen hatte zu rauchen,<sup>30</sup> nutzte ich die so gewonnene Zeit, um mir ein, zwei Zigaretten »reinzuziehen« – am liebsten war mir damals die Sorte Roth-Händle, natürlich ohne Filter, die es wohl heute noch gibt: sechs Stück kosteten 50 Pfennige.<sup>31</sup>

Neben Josef Schaefer, dem ich meine Liebe zum Lateinischen und die Gelegenheit, mitten in der Schulzeit eine zu rauchen, verdanke und Sie »Eurolatein I und II«, hat mich ein weiterer Lehrer wahrscheinlich noch nachhaltiger geprägt: Hans Weber. Hans Weber war mein Deutschlehrer, und zwar von der Sexta an bis zur Oberprima, also alle neun Gymnasialjahre hindurch. Durch ihn hat sich mein sprachliches Sensorium entscheidend geprägt. Für ein paar Jahre hatte ich auch Englischunterricht bei ihm.

### 1.2.5. Hilfslektor

Gegen Ende der Schulzeit und in den ersten Semesterferien beteiligte er mich sogar an den Lektoratsarbeiten für ein neues Lehrwerk, »English for Today«, das er zusammen mit meinem Russischlehrer<sup>32</sup> konzipierte, und ich wurde nachmittags Hilfslektor im Verlag Lambert Lensing in Dortmund. Mein Chef war ein gewisser Dr. Werner Jäger, Schwabe, promovierter Germanist aus Tübingen.<sup>33</sup> Der nun war es, der mir den Tübingen-Floh ins Ohr setzte und mich schließlich zur Germanistik bekehrte. Ich hatte wieder einmal sprachliches Glück: Meine Hauptaufgabe als Hilfslektor war es, die Vokabelkartei<sup>34</sup> für das entstehende Schulbuch zu führen, also zu notieren, an welcher Stelle ein neues Wort in den Lehrgang eingeführt wurde, zu überprüfen, ob die Definition und die übrigen Angaben zu diesem Wort in Ordnung waren und schließlich die die Hauptbände begleitenden Vokabelhefte, die »Vocabulary Aids« – ja, »Aids« hatte seinerzeit nur eine ganz unschuldige Bedeutung –, Korrektur zu lesen. Die Studenten werden merken, dass hier die Urgründe für das beliebte Probeliteraturverzeichnis im Einführungsseminar und

<sup>30</sup> Wenn ich mich recht erinnere, um einem Mädchen zu imponieren, was aber weiter keine Folgen hatte.

<sup>31</sup> Geraucht habe ich, bis mich meine Kinder davon abbrachten, als ich 42 wurde: »Du stinkst«, »Wir wollen keinen Kuss von dir«. Meine letzte Sorte waren Gitanes ohne Filter.

<sup>32</sup> Friedhelm Denninghaus.

<sup>33</sup> Im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek findet sich unter dem Verfassernamen Werner Jäger folgender Tübinger Dissertationstitel aus dem Jahr 1959: »Strukturprobleme im »Parzival« Wolframs von Eschenbach«.

<sup>34</sup> Fünfzig Jahre später übergab mir Hans Weber einen Stapel dieser Karteikarten, die er so lange aufbewahrt hatte. Hans Weber, geboren 1925, ist im November 2017 gestorben.]

die Gestaltungsvorschriften für Studienarbeiten im »Taschenbuch Linguistik«<sup>35</sup> liegen. Ich hatte wohl schon immer einen scharfen Blick für die Fehler anderer Leute.

### 1.2.6. Studium und Qualifikationsphase

Diese Arbeiten an »English for Today« bilden das Scharnier zwischen Gymnasialabschluss und Studienaufnahme. In meinen beiden Fächern Anglistik und Germanistik überwog von Anfang an das Interesse an sprachwissenschaftlichen Gegenständen, wohl auch dadurch bedingt, dass anfangs die Sprachgeschichte im Vordergrund stand. So musste ich in der Anglistik Seminare in Altenglisch<sup>36</sup> und Mittelenglisch<sup>37</sup> absolvieren und in der Germanistik Gotisch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch<sup>38</sup> lernen (»dû bist mîn«, »tandaradei«).<sup>39</sup> In der Anglistik war schon das eingetroffen, was man seinerzeit die »moderne Linguistik« nannte. Ich lernte sie vor allem bei Hans Marchand<sup>40</sup> und seinen Assistenten<sup>41</sup> kennen. Die Tübinger Germanistik hinkte noch etwas hinterher und zollte dem Gegenwartsdeutsch so gut wie keine Aufmerksamkeit. Das änderte sich erst, als zum Sommersemester 1968 Otmar Werner<sup>42</sup> von Erlangen her berufen wurde und in Tübingen die germanistische Linguistik initiierte. Ich hatte wiederum Glück: Frisch aus Newcastle zurückgekehrt, stellte mich Werner als eine seiner Hilfskräfte ein, die beim Aufbau der Seminarbibliothek zur neuen Ausrichtung der Sprachwissenschaft helfen sollten. Bald auch konnte ich Tutorien zu seinen Vorlesungen leiten und lernte auf diese Weise Unmengen, wie jeder bestätigen kann, der selber schon einmal als Tutor tätig war. Werner übertrug mir schließlich die Aufgabe, seine erste große Vorlesung unter dem Titel »Strukturelle Grammatik des Deutschen« in lesbare Form zu bringen – er trug frei vor und benutzte nur Notizzettel

<sup>35</sup> Gemeint ist mein »Taschenbuch Linguistik. Ein Studienbegleiter für Germanisten«, das zuerst 1994, danach 2003 in zweiter, vollständig überarbeiteter und erweiterter Auflage und nochmals 2007 in dritter Auflage erschienen ist (bei Erich Schmidt, Berlin); es erreichte eine Gesamtauflage von knapp 11 000 Exemplaren. Es enthält folgende Kapitel: »Anregungen für Studium und Prüfungen«, »Typoskripte: Textfassung, Textgestaltung, Quellendokumentation«, »Sprachwissenschaft: Gliederung, Geschichte«, »Basisliteratur«.

<sup>36</sup> Bei Herbert Ernst Brekle, später Professor in Regensburg (geb. 1935, gest. 2018).

<sup>37</sup> Bei Leonhard Lipka, später Professor in Frankfurt am Main und in München (geb. 1938).

<sup>38</sup> Alle drei bei Franz Hundsnurscher, später Professor in Münster (geb. 1935, gest. 2017).

<sup>39</sup> Über die frühen Stufen der Sprachen in meinen beiden Fächern hinaus lernte ich (Alt-)Griechisch bei Winfried Elliger in der Evangelisch-Theologischen Fakultät und legte am Uhland-Gymnasium Tübingen bei Hermann Steinthal das Graecum ab. Ohne Hebraicum als Abschluss beschäftigte ich mich mit dem Hebräischen, und in den letzten Studiensemestern lernte ich, auch um die dauernden »Streiks« in der Germanistik zu umgehen, Sanskrit bei Albrecht Wezler und hatte das Glück, bei Paul Thieme an einem Seminar über die Grammatik des Pāṇini teilnehmen zu dürfen.

<sup>40</sup> Geboren 1907, gestorben 1978. Sein Buch »The Categories and Types of Present-Day English Word-Formation« (1960, <sup>2</sup>1969) sowie Brekles Buch »Generative Satzsemantik und transformationelle Syntax im System der englischen Nominalkomposition« (1970) waren bestimmend für die Wahl des Themas meiner Dissertation, »Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita«.

<sup>41</sup> Herbert Ernst Brekle, Dieter Kastovsky (geb. 1940, gest. 2012) und Leonhard Lipka.

<sup>42</sup> Geboren 1932, gestorben 1997.

–, sie dann auch noch abzutippen und für die Vervielfältigung als Vorlesungsskript zu sorgen. Dieses erschien dann 1969, und im Rückblick würde ich hier die Grundsteinlegung für das »Grammatische Kompendium« sehen.

Der dritte bedeutende Kontakt in Tübingen, den ich aber erst später in seiner ganzen Bedeutsamkeit einigermaßen einzuschätzen lernte, waren die Sprachwissenschaftler aus der Romanistik, allen voran Eugenio Coseriu<sup>43</sup>. Um diese drei großen Gelehrten Marchand, Werner und Coseriu herum gab es zahlreiche jüngere Linguisten im akademischen Mittelbau, mit denen heftig diskutiert wurde und die mich zur Mitwirkung am »Funkkolleg Sprache« vorschlugen – ich weiß nicht, ob *ich* einem 25-jährigen wissenschaftlichen Grünschnabel gleich nach dem Examen und noch völlig unpromoviert eine solche Aufgabe zugetraut hätte. Einige von diesen (damals) jungen Linguisten sind zu meiner Freude heute nach Vechta gekommen: Kennosuke Ezawa, Manfred Ringmacher und Heinrich Weber.

Im Funkkolleg-Beitrag<sup>44</sup> ging es um Wörter, genauer gesagt, um zusammengesetzte Wörter vom Typ *Waschmaschine, Holzkiste, Glatteiswarndienst*. Dies war dann auch Gegenstand der Dissertation (1973)<sup>45</sup>, und auch in der Habilitationsschrift (1979)<sup>46</sup> standen Wörter im Mittelpunkt, diesmal Verneinungswörter wie *nicht, nie, keineswegs*. Die beiden Arbeiten und einige Aufsatzveröffentlichungen genügten offenbar, mich auf den Vechtaer Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik zu setzen. Wir sind jetzt also endlich im Jahr 1980 angelangt, und die sechzig Semester<sup>47</sup> Vechta können beginnen.<sup>48</sup>

<sup>43</sup> Geboren 1921, gestorben 2002.

<sup>44</sup> An den sich eine heftige, öffentlich ausgetragene Kontroverse mit einer der damals bedeutendsten sprachwissenschaftlichen Figuren, Leo Weisgerber, anschloss: »Retour-Quadriga. Eine Replik zu Weisgerbers Darstellung des Funkkollegs, unter besonderer Berücksichtigung der Einheiten über Generative Wortbildung« (1972). Dies war meine erste gedruckte Veröffentlichung, und zwar in der Zeitschrift »Muttersprache«. Ich wundere mich noch heute gelegentlich über die Keckheit, mit der ich ins akademische Leben trat. – Von der Taschenbuchausgabe der Funkmanuskripte wurden bis 1985 heute unvorstellbare 130 000 Exemplare gedruckt.

<sup>45</sup> Erschienen 1974: »Zur syntaktischen Beschreibung deutscher Nominalkomposita. Auf der Grundlage generativer Transformationsgrammatiken« (Tübingen: Niemeyer).

<sup>46</sup> Erschienen 1983: »Studien zur Negation im Deutschen« (Tübingen: Narr).

<sup>47</sup> Genau genommen, sind es 72,375 Semester, denn im Lauf der Jahre habe ich 99 Semesterwochenstunden mehr unterrichtet als vom Lehrdeputat, das immer 8 Semesterwochenstunden betrug, her verlangt war.

<sup>48</sup> Gleich am Anfang meiner Zeit hier hatte ich wieder ein sprachliches Erlebnis. Wie man weiß, bin ich ein Freund von Namenslisten, und um nun herauszufinden, wie die Studentinnen anzureden waren – in Freiburg war noch fein säuberlich zwischen *Fräulein* und *Frau* unterschieden worden –, fing ich an nachzufragen: »Fräulein oder Frau?« Gleich die zweite so Befragte weigerte sich, mir Auskunft zu geben, und klärte mich auf, dass man in Vechta nur Frauen kenne. Daran habe ich mich schnell gewöhnt, aber in anderen diesbezüglichen Hinsichten halte ich bis heute dagegen. Ich spreche nicht von »Studentinnen und Studenten«, wenn ich unspezifisch Bezug nehmen möchte auf Studierende beiderlei Geschlechts – dann sage ich zum Beispiel mit »generischem Maskulinum«: »Studenten sind ... sagen wir: wissbegierig.« Wenn ich hingegen spezifischen Bezug nehme etwa auf die heute hier sitzenden Damen und Herren, dann sage ich schon »liebe Studentinnen und Studenten«. Nicht recht sympathisch ist mir das Wort *Studierende*, das angeblich »geschlechtsneutral« ist. Mir hat ein Journalist der hiesigen Zeitung, einer meiner früheren Studenten, einmal erklärt, warum diese Prägung unzutreffend sei. Grammatisch gesehen, handelt es sich bei *Studierende* um ein Partizip Präsens Aktiv. Nun bedeutet »Partizip« aber »teilnehmend« – nehmen Studenten wirklich immer aufmerksam teil? Und »Präsens« hat mit *präsent*, »anwesend«, zu tun – sind sie regelmäßig anwesend? Und ob sie immer »aktiv« sind, sei doch auch sehr die Frage. Übersehen hat der Journalist aber, dass *Student* ebenfalls ein Partizip Präsens



15. Juni 2010

Blick in den Hörsaal vor Beginn der Abschiedsvorlesung

Vorn sitzend meine Frau Christa, daneben unser Enkel Rafael Reich mit unserer Tochter Katrin

### 1.3. Sechzig Semester Vechta

#### 1.3.1. Dankesworte vorweg

Ich möchte gleich an dieser Stelle meinen Dank für diese Semester einflechten, damit er nachher nicht im Hopplahopp untergeht. Das Erste und Wichtigste: Ohne die feste Grundlage einer intakten Familie wäre gar nichts möglich gewesen. Was die Universität angeht: Profitiert habe ich in unglaublichem Maße von ihrer Infrastruktur, von der Verwaltung allgemein wie vom Hausdienst, vom Postdienst und vom Fahrdienst. Wir verfügen über eine vorzügliche Bibliothek und eine funktionierende Informationstechnik – was braucht man als Geisteswissenschaftler mehr als Bücher und Internetanbindung? Eigentlich nichts weiter als eine mehrfach prämierte Mensa. Von besonderem Wert aber war das Sekretariat, das mich in der Verwaltung des Lehrstuhls, bei der Durchführung von Lehre und Prüfungen und beim Schreiben wissenschaftlicher und anderer Texte hervorragend unterstützt hat. Doris Blömer, Edith Lammers und Barbara Täuber, die seit vielen Jahren hier tätig sind, sind hier zu nennen, an erster Stelle aber Marlies Völker, die schon da war, als ich kam, und mit der ich all die Jahre aufs engste zusammengearbeitet habe. Sie hat alle in Vechta entstandenen Bücher und Sammelbände am Computer erfasst und druckfertig gemacht und alle anderen wissenschaftlichen Texte sowie die der Selbstverwaltung betreut, vor allem die Vechtaer Vorlesungsverzeichnisse, für die ich viele Semester zuständig war.

---

Aktiv ist, in der deutschen Form zwar nicht sogleich als solches zu erkennen, wohl aber in der lateinischen Ausgangsform, wie man weiß, wenn man in »Eurolatein II« schön aufgepasst hat.

### 1.3.2. Lehre

Nun zu den Lehrinhalten, die ich mir im Lauf der Zeit in Tübingen, Freiburg und Vechta erarbeitet und den Studenten als Lerninhalte zu vermitteln versucht habe. Ich beginne mit einer Lehrveranstaltung, die mir besonders ans Herz gewachsen ist und die über Vechta hinaus Aufmerksamkeit erregte<sup>49</sup>: »Eurolatein«, in der Wikipedia auch »Vechtaer Mini-Latinum« genannt. Ausformuliert heißt es: »Elementarlatein für Germanisten«. Seit 2004 musste es von allen Germanistikstudenten, die hier »auf« Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen studieren, zwei Semester lang belegt werden. Der Titel ist wörtlich zu nehmen: Nur die elementarsten Züge des Lateinischen wurden behandelt, hier vor allem die Wortartenlehre, und davon wieder nur die Teile, die für Germanistikstudenten, das heißt künftige Deutschlehrer, wichtig sind. Auch Studenten, die Latein schon in der Schule hatten – das ist etwa ein Drittel –, mussten an der Veranstaltung teilnehmen, weil sie erstens, wie die meisten von ihnen sagten, Latein zwar gehabt, aber inzwischen längst wieder vergessen hätten, und weil zweitens die Ausrichtung des schulischen Lateinunterrichts ganz anders ist als die von »Elementar-« oder »Eurolatein«. Uns ging es hier nicht darum, am Ende Cäsar oder Ovid zu lesen, sondern darum, vor dem Hintergrund des Lateinischen das Deutsche, die Muttersprache, besser zu durchschauen, um sie mit den Kindern später im Deutschunterricht verständlich zu behandeln. Dazu gehört auch die Kenntnis der grammatischen Terminologie, die aus dem Lateinischen stammt. Ich habe bei der Gelegenheit auch gern die Kunstfigur des kleinen Aserbeidschaners ins Spiel gebracht, der, als Migrationskind zunächst des Deutschen unkundig, einen Anspruch darauf hat, von seinem Deutschlehrer in die Regularitäten und Irregularitäten dieser seltsamen Sprache eingewiesen zu werden. – Dass es möglich wurde, eine Lehrveranstaltung »Elementarlatein« verpflichtend in die Prüfungs- und Studienordnung zu setzen, ist für mich schon fast der einzige Pluspunkt, der sich bei der Umstellung des Studiensystems auf die neue Bachelor-Master-Struktur ergab (davon später mehr). Vorher wäre das nicht möglich gewesen.<sup>50</sup>

Wenn ich das Verzeichnis der von mir angebotenen Lehrveranstaltungen durchgehe, finden sich neben den regelmäßigen Einführungsveranstaltungen für Erstsemester (gern montagsmorgens von 8 bis 10 Uhr) und den im engeren Sinn grammatikbezogenen (von denen gleich noch einmal die Rede sein wird) solche zu den Existenzformen (gesprochene und geschriebene Sprache, Schriftlinguistik) und Gliederungen des Deutschen (Dialektologie), zu den sogenannten Bindestrich-Linguistiken wie Psycho- und Soziolinguistik, zu anderen Teilbereichen der Sprachwissenschaft wie Pragmatik und Stilistik, mehr praxisorientierte (Werkstatt Sprachberatung, Volkslinguistik, Sprache und Computer), solche zu kontroversen Themen wie Sprache und Geschlecht und schließlich immer wieder zur Sprachdidaktik, die mir zunehmend wichtig wurde, weil ich erkannte, auf welcher wackeliger linguistischer Grundlage hier gelegentlich verfahren wurde. Mein geschichtswissenschaftlicher Kollege

<sup>49</sup> Wohl durch den Bericht von Wolfgang Kruschke: »Beugt euch. >Dativ, Genitiv ... Objektiv« – Schüler haben keine Ahnung von Grammatik. Damit sich das ändert, lernen angehende Deutschlehrer Latein«. In: Die Zeit, 23. März 2005.

<sup>50</sup> Anlässlich meines Ausscheidens aus der Lehre wird die Vorlesung »Eurolatein« durch das obligatorisch zu besuchende Seminar »Grammatische Grundbegriffe: Orthografie« ersetzt.



Alwin Hanschmidt und ich haben Seminare zur Namenkunde angeboten (freitagnachmittags, wie alle Hauptseminare, die sich an erfahrene Studenten richteten).

### 1.3.3. Verbindung zur Forschung

Die Lehrveranstaltung »Eurolatein« habe ich hier deshalb so hervorgehoben, weil sie im Schnittpunkt meiner Forschungsinteressen steht. Da ist zuerst und vor allem die Grammatik, und zwar insbesondere die der deutschen Gegenwartssprache. Sie umfasst für mich weit mehr als nur Wortartenlehre, Morphologie und Syntax. Hierher gehören auch die Phonologie und die Graphemik sowie die Textgrammatik und als Krönung und Schlusspunkt die Orthografie. Die zu ihrer Untersuchung und Darstellung benötigten Verfahren und Begriffe stammen aus der Semiotik und der Semantik. Alle diese Bereiche habe ich in Vorlesungen und Seminaren behandelt, und sie waren in sorgfältiger Dosierung Gegenstand mündlicher und schriftlicher Prüfungen. Als ich mir in den ersten Jahren in Vechta das Grundgerüst errichtet hatte, publizierte ich den UTB-Band »Grammatisches Kompendium. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe«, zuerst 1989 erschienen, danach in erweiterten, ergänzten (und korrigierten) Auflagen bis zur sechsten 2008. Zur jüngst erschienenen siebten Auflage folgen ein paar Worte im Schlusskapitel. Das »Kompendium«, wie es kurz genannt wurde, war Grundlage meiner Grammatikvorlesungen und diente zur Prüfungsvorbereitung.

Meine Vorstellungen von der Art von Grammatik, die ich meinen Studenten vermitteln sollte, lassen sich am treffendsten als »aufgeklärte Schulgrammatik« charakterisieren. Ich versuchte, deren Schwächen und Fehler zu vermeiden, und brachte in meine Ausarbeitungen Grundgedanken der generativen Grammatik (auf die ich mich in der Dissertation gestützt hatte) und der Dependenzgrammatik, wie sie von Ulrich Engel vertreten wird,<sup>51</sup> ein.

Erhellend war für mich auch die Beschäftigung mit der Grammatikschreibung seit ihren Anfängen in der Antike, die gegen Ende der Freiburger Jahre eingesetzt hatte. Für zwei thematisch gleich ausgerichtete Seminare, die im Sommersemester 1980 Heinrich Weber in Tübingen und ich in Freiburg mit einer gemeinsamen Sitzung in Tübingen durchführten, war mir die Aufgabe zugefallen, die „*Techne grammaticae*“ des Dionysios Thrax aus dem 2./1. Jahrhundert v. Chr. aus dem Griechischen zu übersetzen. Das nur wenige Seiten umfassende Werk behandelt im Wesentlichen die Phonetik und die Wortartenlehre des Altgriechischen.<sup>52</sup> Viele unserer heutigen Vorstellungen in diesen Bereichen gehen darauf zurück, einschließlich der Fehler, wie etwa die nicht ausrottbare Verwechslung von Laut und Buchstabe. Heinrich Weber hat für die Seminarunterlagen die »*Ars grammatica minor*« des Donat übersetzt und Auszüge aus den späteren Grammatiken des Deutschen zusammengestellt. Die Beschäftigung mit der Grammatikgeschichte habe ich in meinem Habilitationsvortrag »Pragmatik in der

<sup>51</sup> Ich habe ihn in meinem ersten Assistentenjahr 1971 beim »Linguistischen Orientierungskurs« am Institut für Deutsche (damals noch »deutsche«) Sprache in Mannheim als überzeugten, mitreißenden Vertreter seiner Lehre erlebt.

<sup>52</sup> Erschienen als »Die Lehre des Grammatikers Dionysios« mit griechischem Paralleltext im Sammelband »Ancient grammar: Contents and contexts«, 1997 herausgegeben von Pierre Swiggers und Alfons Wouters.

Grammatik. Frühe Ein- und Ansichten (Apollonios Dyskolos: Moduslehre)«<sup>53</sup> und danach von Vechta aus in Vorträgen und daraus hervorgegangenen Aufsätzen weitergeführt. Sie ist auch in Vorlesungen, etwa der mehrsemestrigen über die Geschichte der Sprachwissenschaft, und in Seminaren thematisiert worden.

Recht bald wurde mir klar, wie erhellend es für das Erkennen und Durchschauen grammatischer Phänomene sein kann, wenn man die Muttersprache (in der einem ja immer alles klar und selbstverständlich ist) mit einer oder mehreren Fremdsprachen vergleicht – so etwa mit dem Lateinischen in »Eurolatein«, aber auch mit dem Esperanto. Die letzten zwei Sitzungen des Seminars »Einführung in die Sprachwissenschaft« waren für einen Schnellkurs in dieser Sprache reserviert. In diesen Zusammenhang gehören auch die (zusätzlich zum Lehrdeputat angebotenen) Kurse »Linguistische Einblicke in fremde Sprachen«, in denen sich ein meist kleiner Kreis von Studenten zusammenfand und wir uns anhand von Lehrbüchern mit den Elementaria von, aus unserer Sicht, ziemlich exotischen Sprachen beschäftigten. Dazu gehörten Sanskrit, Hebräisch, Russisch, Quechua, Japanisch, Swahili, Arabisch, Ungarisch, Ewe, Türkisch, Chinesisch, Irisch, Xhosa. Nach der Umstellung auf das Bachelor-Master-System, von dem gleich noch etwas ausführlicher die Rede ist, fanden sich keine Interessierten mehr für solche brotlosen Beschäftigungen.

Ab Mitte der 90er-Jahre lenkte die Rechtschreibreform die Aufmerksamkeit auf sich mit ihrem quälend langen Klärungsprozess von mehr als zehn Jahren und ihren diversen Zwischenstufen. Das sah ich als Herausforderung an, nicht nur innerhalb der Universität aufklärerisch tätig zu sein, sondern die Orthografie als Ganze und in ihren reformerischen Aspekten im Sinne einer öffentlichen Wissenschaft nach außen möglichst allgemeinverständlich darzustellen in Vorträgen, Kursen, schriftlichem Material wie in der Beilage<sup>54</sup> zur örtlichen Zeitung, die ich zusammen mit dem »OV«-Redakteur Marco Sagurna, einem unserer früheren Studenten, erstellte. Aus der Beilage ist das Buch »Neue Rechtschreibung kompakt. Systematische Übersicht über die Neuerungen der Orthografiereform. Wortindex mit Variantenführer bei Doppelschreibungen« (2001) hervorgegangen.

#### 1.3.4. Lehr- und Studienbedingungen einst und jetzt

Als ich 1980 nach Vechta kam, bedeutete es für mich eine Umgewöhnung, von der Grundschule bis zum Gymnasium alle drei bzw. vier Schulformen zu bedienen, hatte ich es doch in Freiburg und Tübingen nur mit Gymnasial- und einigen Magisterstudenten zu tun gehabt. Nach einigen Anpassungsschwierigkeiten, etwa was die Betreuungsintensität im Fachpraktikum anging, war ich aber bereit, mich für die künftigen Grund-, Haupt- und Realschullehrer gleichermaßen zu engagieren wie für die damals doch recht wenigen Gymnasialstudenten.

<sup>53</sup> Erschienen 1981 in den Akten des 15. Linguistischen Kolloquiums.

<sup>54</sup> Sie fand sich ohne mein Wissen und ohne meine Einwilligung unwesentlich verändert unter der Überschrift »Die neue Rechtschreibung – Was ist neu?« im sog. »Aldi«-Wörterbuch (1996) sowie in dem Buch »Die neue Rechtschreibung. Ein Ratgeber« (1996), herausgegeben von der Arbeitsgruppe Orthographie der Universität Oldenburg, Leitung Prof. Dr. Wolfgang Eichler, wieder. Der Plagiator war Mitglied des Hochschulrates der Hochschule Vechta (Weiteres dazu im Folgenden).

Nach einigen Semestern gelang es uns, neben den Lehramts- auch einen Magisterstudiengang einzurichten, der leider bei der Umstrukturierung Vechtas 1995 gestrichen wurde (Näheres dazu weiter unten). Aus dem Gymnasial- und Magisterstudiengang stammen alle vier<sup>55</sup> Doktoren, die bei mir promoviert<sup>56</sup> haben und von denen drei zu meiner großen Freude heute hier anwesend sind: Eveline Einhauser<sup>57</sup>, Cäcilia Klaus<sup>58</sup>, Marcus Nicolini<sup>59</sup> – die vierte, Britta Stanze<sup>60</sup>, ist heute leider verhindert.

Die Arbeitsbedingungen, die ich vorfand, als ich 1980 hier in Vechta anfang, unterschieden sich also in mehrfacher Hinsicht von denen, unter denen Sie als Studenten in den letzten Jahren ihr Studium der Germanistik betrieben haben. Neben der Anwesenheit von Gymnasial- und Magisterstudenten war vor allem die viel geringere Studentenzahl jener Jahre entscheidend. Sie betrug im Wintersemester 1978/79 knapp 1 200 – wohlgemerkt: die Gesamtstudentenzahl der damaligen Abteilung Vechta – und fiel dann auf etwa 600 im Sommersemester 1990. Etwa die Hälfte der Studenten dürfte in der Germanistik studiert haben, sodass wir teilweise idyllische Seminar- und Vorlesungsverhältnisse hatten. Marco Sagurna, der heute anwesend ist, kann das bestätigen: Als er zu Beginn der 80er-Jahre nach Vechta wechselte, fand unser Seminar »Einführung in die Sprachwissenschaft« mit drei oder vier weiteren Studenten in meinem Dienstzimmer statt. Dabei war die Zahl der Dozenten im Lehrkörper fast so hoch wie heute: 5 Professuren (heute sind es nur 4), eine Hochschuldozentur (entspricht heute der einen Juniorprofessur), damals wie heute eine wissenschaftliche Assistentenstelle, der damaligen einen Akademischen Ratsstelle entsprechen heute aber zweieinhalb wissenschaftliche Mitarbeiterstellen. Diese damals 8 Personen hatten sich seinerzeit in der Tiefphase um 300 Studenten zu kümmern (auf jeden Dozenten entfielen also 35 bis 40 Studenten), jetzt sind von den 9 Personen jeweils zwischen 900 und 1 000 Studenten zu betreuen, es entfallen auf jeden Dozenten 100 bis 110 Studenten. Und dies bei einer bedeutend erhöhten Betreuungsintensität, wie sie sich durch die Umstellung auf das in Teilen aus England und Amerika importierte und mit dem ehrwürdigen Namen der wohl ältesten Universität Europas, Bologna, versehene Bachelor-Master-System ergeben hat. Dies hat dazu geführt, dass praktisch das ganze Studium eine einzige Prüfung ist, sodass der Student das auf der Schule eingeübte Verhalten fortsetzt, wonach der Lehr- und Lernstoff dazu da ist, in Klassenarbeiten, Tests und dergleichen zur Überprüfung und Benotung dargeboten und danach durch neuen, ebenso zu behandelnden Stoff ersetzt zu werden. An der Universität

<sup>55</sup> Eine fünfte Dissertation wurde unter meiner Leitung anfertigt, aber 1986 an der Universität Oldenburg zur Promotion eingereicht.

<sup>56</sup> Eine Habilitationsschrift, die in Arbeit war, konnte krankheitsbedingt leider nicht zu Ende gebracht werden. An der Habilitation von Hans Lösener mit der Arbeit »Zwischen Wort und Wort. Interpretation und Textanalyse« (2006) war ich als Zweitgutachter beteiligt. Er ist jetzt Professor an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

<sup>57</sup> Promoviert 1989: »Die Junggrammatiker. Ein Problem für die Sprachwissenschaftsgeschichtsschreibung« (1989). Jetzt Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Köln.

<sup>58</sup> Promoviert 1998: »Grammatik der Präpositionen – Studien zur Grammatikographie. Mit einer thematischen Bibliographie« (1999). Jetzt Inhaberin von »Klaus-Klartext« in Lohne: Sprachberatung, Texterstellung und -korrektur.

<sup>59</sup> Promoviert 2003: »Deutsch in Texas« (2004). Jetzt Abteilungsleiter Journalistische Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Sankt Augustin.

<sup>60</sup> Promoviert 1994: »Die Orthographischen Regelbücher des Deutschen«, »Systematische Bibliographie der deutschen Rechtschreibbücher« (1994).

vollzieht sich in Klausuren, Referaten und Hausarbeiten praktisch dasselbe. Ich will hier das böse Wort vom »Bulimie-Studium« nur nennen, aber nicht weiter ausbreiten. So muss der normale Germanistikstudent (B-Fach) jetzt 15 bzw. demnächst wegen Wegfall von Eurolatein 14 solche Prüfungen im Bachelor- und 4 im Masterstudiengang, insgesamt also 18, absolvieren – Bachelor- und Masterarbeit sowie die Praktika mit ihren Berichten noch nicht einmal berücksichtigt. Im Vergleich dazu musste der frühere Germanistikstudent im Hauptfach 8 »Scheine machen«, das hieß acht Leistungsnachweise auf der Grundlage schriftlicher Arbeiten erwerben. Diese Arbeiten blieben unbenotet, während jetzt Drittelnoten (1,0 – 1,3 – 1,7 – 2,0 ...) zu erteilen sind. Wenn ein Referat oder eine Hausarbeit seinerzeit den Anforderungen noch nicht genügte, konnte sie dem Studenten mit der Auflage, sie zu überarbeiten, zurückgegeben werden – seit 2003 ist dies nicht mehr möglich, da sie ja eine benotete Prüfungsleistung darstellt, die nicht zu revidieren ist. Damit ist gleichzeitig ein wichtiges Prinzip wissenschaftlichen Arbeitens und Kommunizierens außer Kraft gesetzt worden: Die Anfertigung einer guten wissenschaftlichen Arbeit sollte im Dialog zwischen Student und Dozent geschehen, mit Durchsicht von Textproben und Revision von Entwürfen, bis am Ende eine beide Seiten befriedigende Arbeit herauskommt.

Von der Seite des Lehrkörpers her betrachtet, weist das neue System zugleich den Nachteil auf, dass alle Lehrveranstaltungen von den Studenten, die dort ihre Anrechnungspunkte erwerben wollen – andere erscheinen höchst selten –, besucht werden müssen. Dies führt nach meinen Erfahrungen einerseits wegen der Schlussprüfungszentriertheit der größten Zahl der Teilnehmer zu einem gelegentlich lustlosen Absitzen der einzelnen Sitzungstermine, andererseits zu erheblichen Unruhen durch Tuscheleien und mehr oder weniger laute Unterhaltungen ab der dritten Reihe hier im Hörsaal B 1, in dem wir oft mit bis zu 250 Vorlesungs- und Seminarteilnehmern beieinander waren. Noch in der letzten Eurolateinsitzung musste ich zwanzig Minuten vor Schluss vier oder fünf konversationsaktiven Studenten die gelbrote Karte zeigen und sie des Hörsaals verweisen. Daher haben sie wohl meine Auskünfte auf die unweigerlich spätestens beim Herannahen der Klausurtermine gestellte Frage nach den klausurrelevanten Gegenständen der Lehrveranstaltung verpasst – eine der Standardfragen lautet ja schon mitten im Semester: »Müssen wir das für die Klausur wissen?«

Diese Konzentriertheit auf die Prüfungen hat beim Dozenten zur Folge, dass er nicht mehr um das Interesse und die Aufmerksamkeit der Studenten werben muss: Sie müssen ja sowieso erscheinen, um für die Prüfung gewappnet zu sein.<sup>61</sup> Im Gegensatz dazu gab es früher freie Vorlesungen, »frei« in dem Sinn, dass ihr Besuch rein prüfungstechnisch gesehen dem Studenten »nichts brachte«. Es gab keine Anwesenheitspflicht, die durch Teilnehmerlisten kontrolliert worden wäre, und es gab, wie gesagt, am Ende kein »Honorar« in Form von Anrechnungspunkten (wir kannten damals noch nicht einmal diesen Begriff). Ich habe die ganzen Jahre über bis 2003 in jedem Semester mindestens eine Vorlesung gehalten, meistens dienstags und donnerstags von zwölf bis eins, und zwar in mehreren Folgen, also im Lauf von sechs Semestern »Grammatik des Deutschen I« bis »... VI«. Hinzu kamen kürzere Folgen wie »Deutsche

---

<sup>61</sup> Eine weitere Folge ist die Belastung des Dozenten mit Prüfungen. An meinem Beispiel demonstriert: In den letzten sieben Jahren mit ihren 14 Bachelor- und seit 2006/07 6 Mastersemestern habe ich mehr als 5.400 Klausuren, knapp 500 Referatsausarbeitungen und Hausarbeiten, 91 Bachelorarbeiten und 12 Masterarbeiten durchgesehen und benotet. Darüber hinaus war ich als Prüfer an 47 mündlichen Masterprüfungen beteiligt.

Sprachgeschichte« oder »Geschichte der Sprachwissenschaft« jeweils in zwei Semestern. Das Besondere, das Reizvolle, aber auch das Herausfordernde an solchen Vorlesungen war, die Hörer ohne jeden unmittelbaren Druck zum Bleiben oder Wiederkommen zu motivieren. Das Einzige, was drohend erwähnt werden konnte, war, dass der Stoff beim Staatsexamen relevant werden könnte, also in der vierstündigen Klausur<sup>62</sup> und in der halb- bzw. einstündigen mündlichen Prüfung,<sup>63</sup> die jeder in der Germanistik zu absolvieren hatte – aber er hätte die Sprachwissenschaft oder mich als sprachwissenschaftlichen Prüfer ja umgehen können, was auch gelegentlich geschah. Dasselbe gilt für die mündliche Zwischenprüfung, die gegen Ende der Laufzeit der alten Lehramtsordnung für Langfachstudenten eingeführt worden war.<sup>64</sup>

Der Nachteil der alten Ordnung lag darin, dass sich alles Notenrelevante auf das Studierende konzentrierte. Der Nachteil des neuen Systems liegt in meinen Augen darin, dass es gar kein richtiges Studienende mehr gibt – die mündliche Masterprüfung von zweimal einer halben Stunde, bei der man sogar die Germanistik ganz umgehen kann, ist eine lächerliche Erinnerung an das frühere System.<sup>65</sup> Man hat versäumt vorzusehen, dass ein Teil der Endnote aus dem Studium und der andere Teil aus Schlussprüfungen gewonnen wird. Die Abschaffung der Endprüfungen hat nicht nur zur Folge, dass der Student keinen Anreiz hat, sich noch einmal einen Gesamtüberblick über das im Fachstudium Erarbeitete zu verschaffen, sie trägt gleichzeitig zu einer weiteren Entpersönlichung des Studiums bei, denn wann hat man jetzt schon einmal im Massenfach Germanistik die Chance, sich als Einzelner zu präsentieren und individuell wahr- und ernst genommen zu werden?<sup>66</sup>

<sup>62</sup> Nach meinen nicht ganz vollständigen Unterlagen, die bis ins Jahr 1996 zurückreichen, habe ich 634 Klausuren (»Arbeiten unter Aufsicht«) formuliert, durchgesehen und bewertet.

<sup>63</sup> Nach meinen Unterlagen wurden im Fach Deutsch zwischen 1981 und 2008 2.074 solcher Prüfungen abgenommen. Ich war an 1.055 von ihnen beteiligt. Darüber hinaus habe ich 23 Examensarbeiten (»Hausarbeiten«) betreut. An Magisterarbeiten habe ich 22 betreut. Über die Zahl der abgenommenen mündlichen Magisterzwischenprüfungen (einstündig) und Magisterendprüfungen (zunächst anderthalbstündig, später einstündig) liegen mir leider keine Unterlagen mehr vor.

<sup>64</sup> Nach meinen Unterlagen wurden in der Germanistik zwischen 2000 und 2006 537 dieser einstündigen Zwischenprüfungen abgenommen – ich war an 448 von ihnen als Prüfer beteiligt.

Ein Wort zur Arbeitszeit insgesamt, da Professoren dazu neigen, diese in Bezug auf sich selber und ausgewählte Exemplare ihrer Zunft für exorbitant hoch zu halten: Angeregt durch einen Artikel in den »Mitteilungen des Hochschulverbandes« (Jahrgang 23, 1975, S. 319–326) von Friedrich Wilhelm Krahe (»Arbeit der Professor zu wenig? Dokumentation gegen einen pauschalen Vorwurf«) habe ich über meine beruflich bedingte Arbeitszeit seit meiner Assistentenzeit ziemlich genau Buch geführt. Daraus ergibt sich eine mittlere Zahl von ungefähr 2.200 Stunden pro Jahr, das heißt gut 42 Stunden pro Woche bzw. bei sechs Urlaubswochen einschließlich Krankheits- und Feiertagen knapp 48 Stunden pro Woche. Zum Vergleich: Die »normale« Arbeitszeit wird mit 1.800 Stunden im Jahr (45 Wochen à 40 Stunden) angesetzt – diese Zahl wird übrigens auch als »Workload« für Bologna-Studenten zugrunde gelegt.

<sup>65</sup> Vom Sommersemester 2007 bis zum Sommersemester 2010 wurden 756 Masterprüfungen abgenommen, 114 davon im Fach Deutsch (wie das Fach Germanistik im Masterstudiengang in Übereinstimmung mit der Benennung des Schulfaches heißt). Bei 47 dieser Prüfungen wurde ich als einer der zwei Fachprüfer gewählt.

<sup>66</sup> Dies war im Übrigen die Absicht, die ich zusammen mit den damaligen Kollegen der Germanistik mit der Einführung des Moduls »Integrationswissen« am Ende der Bachelorzeit, einer mündlichen Prüfung in den Teilgebieten des Faches, verfolgt hatte. Kurz vor seiner ersten Inbetriebnahme im Wintersemester 2005/06 scheiterte es an einem vereinten Votum der neuen Kollegen und der Studentenschaft, die natürlich froh war, diese weitere Prüfung zu umgehen.

#### 1.3.4. Hochschulpolitisches

Vielleicht sehe ich das Neue aber zu pessimistisch und das Alte in einem zu milden Licht. Die niedrigen Studentenzahlen, von denen ich vorhin sprach, führten zwar einerseits zu recht befriedigenden Studienbedingungen, sie hatten aber andererseits gefährliche Auswirkungen auf die Existenz des Universitätsstandortes Vechta.<sup>67</sup> 1987 legte der Wissenschaftsrat, eine Beratungsinstanz des Bundes, eine Empfehlung vor, Vechta zu schließen, 1990 folgte ihm darin die Hochschulstrukturkommission des Landes Niedersachsen. Die Anfang der 90er-Jahre gebildete neue Landesregierung aus SPD und Grünen verfolgte mit dem Ministerpräsidenten Schröder an der Spitze dieses Ziel ganz unverhohlen. Gegen diese Bestrebungen gab es Widerstände auf vielen Ebenen, darunter der »Bürgerinitiative PRO UNI im Oldenburger Münsterland«, die unter tatkräftiger Mitwirkung von Joachim Kuropka im Jahre 1991 gegründet wurde und schließlich 23 000 Mitglieder zählte.

Ab diesem Jahr 1991 gehörte ich zusammen mit dem gerade erwähnten Joachim Kuropka (Historiker) und mit Hermann von Laer (Wirtschaftswissenschaftler), Bernd Hucker (Historiker), Volker Schulz (Anglist) und einigen anderen zu einem Beraterkreis, den der damalige Vechtaer Vizepräsident der Universität Osnabrück, Hans-Wilhelm Windhorst (Geograf), um sich geschart hatte und in dem die politischen und hochschulrechtlichen Entwicklungen verfolgt wurden, die am Ende im Jahre 1995 Gott sei Dank nicht zur Schließung, sondern zur Herauslösung Vechtas aus der Universität Osnabrück und zur Verselbstständigung unter dem Namen »Hochschule Vechta« führten. Diese »Montagsrunde« traf sich bis 1995 wöchentlich, eben am Montagabend. Als dann die Schließung Vechtas abgewehrt worden war (natürlich nicht durch die Montagsrunde allein, entscheidend waren vielmehr die Haltung der katholischen Kirche, die aufgrund alter Rechte am Standort Vechta festhielt, und die politischen Widerstände aus der Region) – nach Abwehr der Schließung also kam es unter dem neuen Rektorat und einer für Vechta eigens neu eingerichteten Instanz, dem Hochschulrat mit einem Vechtaer Krankenhausarzt und einem Oldenburger Germanistikprofessor an der Spitze,<sup>68</sup> zu einer neuerlichen Bedrohung Vechtas, die die Schließungsdebatte noch einmal entzündete. Die Montagsrunde, nun ohne den vormaligen Vizepräsidenten, vergrößerte sich um einige Dozenten wie Peter Nitschke (Politikwissenschaftler), Rudolf Rehn (Philosoph), Klaus-Dieter Scheer (Pädagoge), Cornelia Wienken (Alternswissenschaftlerin). Sie nannte sich »Forum Universität Vechta« und setzte oft unter Anwesenheit und kräftiger Mitarbeit einiger Studenten wie Sven Mayerhofer, der heute auch nach Vechta gekommen ist, ihre regelmäßigen Treffen am Dienstagabend fort, und zwar solange, bis im Jahr 2003 der alte Rektor abgesetzt und ein konsensfähiger neuer Präsident, Ortwin Peithmann (Raumplaner), gewählt worden war. Das waren beratungsintensive zwölf Jahre

<sup>67</sup> Das Folgende stützt sich auf den Artikel »Hochschule Vechta« von Alwin Hanschmidt im heimatkundlichen Nachschlagewerk »Oldenburg« (Lönigen: Schmücker, 1999), S. 285–292, bes. S. 288 ff.

<sup>68</sup> Über den Hochschulrat habe ich zusammen mit Volker Schulz einen »kritischen Erfahrungsbericht« in der Zeitschrift »Forschung und Lehre« des Deutschen Hochschulverbandes, Heft 6/1997, S. 289–292, veröffentlicht, der zur selben Zeit erschien, in der ich in einer Kampfabstimmung zum Rektor der Hochschule Vechta gewählt wurde, und der für einige Aufregung auch in der örtlichen und überregionalen Presse sorgte. Das Amt des Rektors, für das ich nicht maßgeschneidert war, musste ich bereits nach vier Monaten krankheitsbedingt aufgeben mit der Folge, dass der »alte« Rektor wiedergewählt wurde.

von 1991 bis 2003 mit manchen Erfolgen, darunter der Erhalt Vechtas und seine Verselbstständigung als Universität als größter Erfolg, aber auch mit manchen Niederlagen und menschlichen Enttäuschungen, die schließlich zur informellen Auflösung des »Forums« führten.

Mir selber ging es – und damit möchte ich zum Schluss kommen – bei dem Ganzen nicht nur, aber vielleicht stärker als anderen, die mich manchmal doch mitleidig belächelten, um ein Wort, das Wort »Universität«. Bei den Verhandlungen zwischen der katholischen Kirche und der Landesregierung unter Schröder stand am Rande auch der Name des ausgegründeten Standortes Vechta zur Diskussion. Die Regierung schlug vor, sie »Maximilian-Kolbe-Hochschule« zu nennen, wohl in der Überzeugung, dass die katholische Kirche nichts gegen die Benennung nach einem polnischen Franziskanerpater haben könne, der in Auschwitz sein Leben für einen Familienvater ließ. Wir wandten dagegen ein, dass bei aller Hochschätzung Kolbes dieser keine besondere Verbindung mit Vechta hatte und auch nicht als Wissenschaftler hervorgetreten war. Vor allem aber würde nach außen signalisiert, dass es sich bei dieser nach ihm benannten Hochschule um eine Einrichtung der katholischen Kirche handele, was sie nun aber gerade nicht ist, obwohl sie im »schwarzen Fleck« Norddeutschlands liegt. Die Landesregierung verkürzte 1994 ihren Namensvorschlag auf »Hochschule Vechta«, und der Verhandlungspartner, der zu Protokoll gab, dass er der Meinung sei, dass der Name »Universität Vechta« von Anfang an gerechtfertigt sei, gab klein bei.

Wir waren also die erste Universität Deutschlands, die einen falschen und irreführenden Namen trug. Universitäten waren wir allein dadurch, dass wir wie in Osnabrücker Zeiten seit 1973 die Aufgabe der Ausbildung wissenschaftlichen Nachwuchses und somit das Promotions- und Habilitationsrecht<sup>69</sup> hatten und natürlich weiterhin haben. Der neue Name verschleierte das, denn alle anderen Institutionen, die den Begriff »Hochschule« ohne weiteren Zusatz wie »Medizinische (Hochschule)« oder »(Hochschule) für Bildende Künste« im Namen führten – also etwa die »Hochschule Bremerhaven« oder die »Hochschule Harz« –, waren und sind Fachhochschulen, das heißt, sie haben kein Promotions- und Habilitationsrecht, das heißt keinen Universitätsstatus. Vechta stand also in Gefahr, von außen als Fachhochschule wahrgenommen zu werden, die Studenten wurden gefragt, warum sie denn nicht an einer richtigen Universität studierten, und die Absolventen konnten bei Bewerbungen in der nicht zutreffenden Kategorie »Fachhochschüler« abgelegt werden. Ich empfand, wie gesagt: vielleicht stärker als andere, den Namen als Diskriminierung und setzte mich, wo immer es mir möglich war, für eine Umbenennung ein. Manchmal machte man mir deutlich, wie sehr ich damit nervte, besonders auch durch die vielen Leserbriefe, in denen ich die Forderung gebetsmühlenartig wiederholte. Aber nun ist es so weit: Wir tragen ab Oktober 2010 im Namen, was wir sind: »Universität Vechta«. <sup>70</sup> Die neue Bezeichnung »Universität« haben wir übrigens

---

<sup>69</sup> Dieses Recht hatte Vechta in begrenztem Maße bereits als ein Standort der 1969 als organisatorische Zusammenfassung der acht PHs eingerichteten Pädagogischen Hochschule Niedersachsen.

<sup>70</sup> Und schon kommen wieder die Nörgler, die sagen, wegen der Umstülpung der Studienstruktur würden wir den Namen »Universität« weniger denn je verdienen. Darauf ist zu entgegnen, dass dann auch die übrigen Universitäten ihren Namen aufgeben müssten und als »Ausbildungsagenturen des tertiären Sektors« oder gleich auf Englisch als »Education Agencies« formieren müssten.

nicht bekommen, weil wir seit 2004<sup>71</sup> besser, größer, effektiver geworden wären, wie uns einige Politiker weismachen wollen und wie es sogar in der Begründung des Gesetzes, in dem der neue Name verankert ist, heißt. Nein, der Grund ist vielmehr ganz banal folgender: Die Fachhochschulen in Niedersachsen werden in diesem Jahr alle umbenannt und heißen nur noch schlicht »Hochschule«. Somit wäre Vechta jetzt ganz in falsche Gesellschaft geraten, und den Politikern und Gesetzgebern blieb keine andere Wahl, als uns nach 15 Jahren den Namen zu geben, der uns von Anfang an zugestanden hat.

### 1.3.5. Das war's

Ich möchte von dieser Universität nun Abschied nehmen und mich entbinden lassen von der Pflicht, weiterhin in Lehre und Prüfungen tätig zu sein. Da ist nun noch einmal den Studenten zu danken für die vielen Momente des Glücks, die sie mir vermittelten, wenn eine Lehrveranstaltung besonders gut gelungen zu sein schien – vielleicht hatte ich aber manchmal auch nur selber dieses Gefühl. Ich war gern zusammen mit den frischen, offenen, liebenswürdigen, sympathischen jungen Menschen und werde, wann immer möglich, bei den Examenfeiern anwesend sein und Ihnen zu Ihrem Abschlusserfolg gratulieren.

Die andere Hälfte meiner Pflicht möchte ich weiterhin erfüllen und mich in Forschungen und Veröffentlichungen vor allem meiner neu entdeckten Liebe, dem Plattdeutschen, widmen. Ich freue mich auf die weitere Zusammenarbeit im Arbeitskreis »OM-Platt«, der jetzt an meiner Arbeitsstelle für Linguistische Dokumentation angesiedelt sein wird. Außerdem möchte ich weiterhin Tagungen besuchen, gelegentlich den einen oder anderen Vortrag halten, aber auch in der »öffentlichen Wissenschaft« tätig sein, zum Beispiel in Form von monatlichen Artikeln für die örtliche Zeitung in der Rubrik »OV-Gastkommentar: Notizen aus der Sprachebene«.

Jetzt sind der Wörter und der Worte aber wirklich, wenn auch sehr einseitig von hier vorn, genug gewechselt. Ich danke Ihnen nochmals für Ihr Kommen und für Ihre Aufmerksamkeit und lade Sie herzlich draußen vor der Tür zu einem kleinen Imbiss mit erfrischenden Getränken und hoffentlich manch heiterem Wortwechsel ein.<sup>72</sup>

<sup>71</sup> In diesem Jahr wurde die Ersetzung der alten Rektoratsverfassung durch eine »moderne« Präsidialstruktur in die Wege geleitet.

<sup>72</sup> Nach einer kurzen Ansprache von Dr. Günther Fröhlich (Lions Club Vechta) erklang das schottische Volkslied »The Water Is Wide«, vorgetragen von einem Bläsertrio bestehend aus den beiden Germanistikstudenten Sonka Ernst und Christoph Scheuermann sowie Manfred Werner vom Posaunenchor der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Vechta. Dem folgten Abschiedsworte der Fachratsmitglieder Fabian Kinz und Antje Onnen, die mir am Ende eine Krawatte mit der Aufschrift »Zur Erinnerung – Ihre Studierenden [!]« überreichten. Nach der Überreichung eines Geschenks, eines gerahmten Gruppenbildes, durch die Gaststudenten von der Xi'an International Studies University erklang das Lied »Words« von den Bee Gees (1968):

Smile an everlasting smile, a smile can bring you near to me.

Don't ever let me find you down, cause that would bring a tear to me.

This world has lost its glory, let's start a brand new story now, my love.

Right now, there'll be no other time and I can show you how, my love.

Talk in everlasting words, and dedicate them all to me.

And I will give you all my life, I'm here if you should call to me.



## 2. Acht Jahre Emeritus

Wie ging es nach der Verabschiedung weiter? Ich habe mich ohne alle nostalgischen Gefühle aus dem aktiven Leben als Lehrender an der Universität zurückgezogen, das heißt keine Lehrveranstaltungen mehr angeboten, keine Prüfungen mehr abgenommen (was beides weiterhin möglich gewesen wäre) und mich auch nicht mehr an der akademischen Selbstverwaltung beteiligt<sup>73</sup> (wozu Emeriti ohnehin kein Recht mehr haben). Zu einigen Kollegen, darunter allerdings kaum Germanisten, halte ich bis heute Kontakt.

### 2.1. Ab ins Archiv

Von germanistischer Kollegenseite wurde mit bedeutet, dass ich das Dienstzimmer doch bitte bis Ende des Semesters räumen möge. So wurden Unmengen an Umzugskisten mit den Aktenordnern gepackt, die sich im Laufe der dreißig Jahre angesammelt hatten – Unterlagen zu Lehrveranstaltungen, Examensarbeiten, Protokolle und Materialien aus den Gremien, interne und externe Korrespondenz und dergleichen mehr. Alles wurde vom Universitätsarchiv übernommen und belegt dort an die dreißig laufende Regalmeter. Sein Leiter, Franz-Josef Luzak, war froh, dass ich mich immer um eine einigermaßen ordentliche Ablage bemüht hatte. Die Auswertung der Unterlagen dauert an.

### 2.2. Linguistisches Kolloquium

Was die wissenschaftliche Seite angeht, vollzog sie sich zunehmend in Vorträgen, von denen einige zu Aufsätzen ausgebaut wurden, einige andere unpubliziert blieben – einer der Vorzüge der Emeritierung ist ja, dass der Publikationsdruck und -ehrgeiz, dem man sich vorher ausgesetzt fühlte, mehr und mehr abnimmt (jedenfalls geht es mir so). Vorgetragen habe ich vor allem bei den jährlichen Tagungen des Linguistischen Kolloquiums. Dabei handelt es sich um eine informelle Institution, allerdings eine ohne großen organisatorischen Unterbau.

---

You think that I don't even mean a single word I say.

It's only words, and words are all I have, to take your heart away.

Zum Abend hatten wir zu einem Beisammensein in eine Hofgaststätte eingeladen. Wir konnten an die 150 Gäste begrüßen. Volker Schulz (anglistischer Literaturwissenschaftler) hielt eine launige Laudatio, Edgar Papp (germanistischer Mediävist) präsentierte ein neu entdecktes Fragment aus dem Nibelungenlied und Rudi Timphus (Gymnasiallehrer und Vorsitzender des Plattdeutschen Kring) mischte in seiner Ansprache Plattdeutsch und Mittelhochdeutsch und überreichte mir die zweite Krawatte des Tages mit der (auf mich leider nicht völlig zutreffenden) Aufschrift »Ick schnack platt, du uck?«. Im Rahmenprogramm erstaunte uns mit Magie und Illusionen Marco Plambeck, Student der Universität Vechta.

<sup>73</sup> In den aktiven Jahren habe ich, wie ich glaube, meinen Anteil pflichtgemäß erbracht. Ich war immer wieder einmal Sprecher des Faches Germanistik, Dekan des Fachbereichs, Institutsdirektor, Mitglied in Gremien und Kommissionen (öfters auch deren Vorsitzender), Beauftragter des staatlichen Prüfungsamtes und für eine kurze Zeit auch Rektor der »Hochschule Vechta«, ein Amt, für das ich nicht geschaffen war. Außerdem war ich 25 Jahre lang Sprecher der Verbandsgruppe Vechta des Deutschen Hochschulverbandes.



30. September 2010

Vorlassübergabe an das Universitätsarchiv Vechta

mit Franz-Josef Luzak, Archivleiter, Prof. Dr. Alwin Hanschmidt, Archivbeauftragter

Es gibt lediglich ein »Internationales Organisationskomitee«, das dafür sorgt, dass sich jedes Jahr jemand findet, der das nächste oder übernächste Kolloquium an seinem Universitätsort ausrichtet. Dies hat seit 1966 über 50 Mal geklappt, im Herbst 2018 trifft man sich zum 53. Linguistischen Kolloquium in Odense.<sup>74</sup> Dem Organisationskomitee gehöre ich seit seiner Einrichtung an wie auch dem Herausgeberkreis, der die Reihe »Linguistik International« betreut, die vornehmlich für die Publikation der Akten bestimmt ist, aber auch andere Werke aufnimmt. Bisher sind 38 Bände erschienen. Unser Sprecher ist der oben schon erwähnte Heinrich Weber in Tübingen.

Beim 45. Kolloquium im September 2010 in Veszprém (Ungarn) erlebte ich eine Überraschung: Ich bekam eine Festschrift überreicht. Fünf Mitglieder des Organisationskomitees (Abraham P. ten Cate, Reinhard Rapp, Jürg Strässler, Maurice Vliegen und Heinrich Weber) hatten sie unter dem Titel »Grammatik – Praxis – Geschichte. Festschrift für Wilfried Kürschner« in aller Heimlichkeit zusammengestellt. Von den 52 Beiträgern waren die meisten regelmäßige Teilnehmer an den Linguistischen Kolloquien, und auch 11 Kollegen aus Vechta waren gewonnen worden. All das war, wie es sich für Festschriften gehört, am Empfänger vorbei in die Wege geleitet und zum Abschluss gebracht worden, einschließlich eines

<sup>74</sup> Mein erster Kolloquiumsbesuch, noch ohne Vortrag, war 1970 in Regensburg. Herbert Ernst Brekle hatte mich dorthin eingeladen. An zwei Kolloquien, 1976 in Tübingen und 1984 in Vechta, war ich als Organisator beteiligt.

Publikationsverzeichnisses, das vom Computer meiner Sekretärin Marlies Völker stammte und von ihr den Herausgebern übermittelt wurde. Auch meine Frau hatte mir verschwiegen, dass sie ein Foto von mir zur Verfügung gestellt hatte. Was mir als Mitherausgeber bei anderen Festschriften – der für Heinrich Weber (2006) und später für Bram ten Cate (2011) sowie für Alwin Hanschmidt (2013 und 2018) – gelang, hatte ich in Bezug auf meine Person niemals für möglich gehalten: dass ich nämlich von den Vorbereitungen nichts bemerken würde. Ich stand ehrlich überrascht, freudig erregt, dankbar und, ja, gerührt da bei der Eröffnungsveranstaltung in Veszprém mit dem ersten Exemplar »meiner« Festschrift in der Hand.

### 2.3. Ost-West-Gesellschaft

Außer der Nichtorganisation Linguistisches Kolloquium gehöre ich einem ordentlichen Verein an, der Ost-West-Gesellschaft für Sprach- und Kulturforschung e. V. Dort bin ich Gründungsmitglied (2000 in Berlin) und seither zweiter Vorsitzender. Erster Vorsitzender und Spiritus Rector ist Kenosuke Ezawa. Wir kennen uns seit den Tübinger Jahren. Ken, wie ihn alle kurz nennen, ist 1929 in Tokio geboren, studierte an der Keio-Universität zunächst Germanistik (1952 erstes Staatsexamen), danach Philosophie (Magisterprüfung 1954) und kam dann nach Deutschland. Zuerst in Freiburg, danach in Köln studierte er Phonetik und Germanistik und promovierte dort 1969 mit einer Arbeit über die »Opposition stimmhafter und stimmloser Verschlusslaute im Deutschen«. <sup>75</sup> Ihm lag (und liegt noch immer) der Austausch mit seinem Heimatland auf kulturvergleichender Grundlage am Herzen – daher der Name »Ost-West-Gesellschaft«, der aber auch das neue Verhältnis zwischen west- und ostdeutschen sowie west- und osteuropäischen Wissenschaftlern charakterisierte. Auf Ken Ezawa gehen die vier Ost-West-Kolloquien zurück, das erste 1995 in Berlin, das vierte 2002 in Kobe, an deren Organisation und an der Herausgabe der Akten ich mit beteiligt war.

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen zwei bedeutende Sprachwissenschaftler: Tsugio Sekiguchi und Georg von der Gabelentz. Sekiguchi (1894 bis 1958) war Kens akademischer Lehrer. Zu seinen Ehren organisierte er im Umfeld des Internationalen Germanisten-Kongresses 1990 in Tokio ein Sekiguchi-Symposium, bei dem ich einen Vortrag über die Negations-Mappe aus der riesigen Materialsammlung hielt, die Sekiguchi für seine Arbeit an der deutschen Grammatik angelegt hatte. <sup>76</sup> Später wirkte ich bei der Edition eines Werkes mit übersetzten

<sup>75</sup> Solche und weitere Informationen sind dem »Linguisten-Handbuch« zu entnehmen, das ich 1994 bei Narr herausgegeben habe. Es enthält »biographische und bibliographische Daten deutschsprachiger Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler der Gegenwart«, wie der Untertitel angibt. Insgesamt beteiligten sich mehr als 1 600 Kollegen aus 46 Ländern, knapp 1 500 stellten auch ein Porträtfoto zur Verfügung. Es erschien in den Anfangsjahren des Internets, das ein solches Verzeichnis heute obsolet machen würde. – Gereizt zu diesem Unternehmen hat mich mein Name, der an »Kürschners Deutschen Gelehrtenkalender« denken lässt; mit dem Begründer derartiger Nachschlagewerke, Joseph Kürschner (1853 bis 1902), bin ich allerdings nicht verwandt.

<sup>76</sup> Ich wiederholte diesen Vortrag an den Universitäten Jyväskylä und Joensuu in Savonlinna bei einer Gastreise an einige finnische germanistische Institute im Jahr 1994.

Studien zur Präposition mit. Bei einem Abstecher vom Ost-West-Kolloquium 2002 nach Himeji, dem Geburtsort Sekiguchis, konnte ich in der dortigen Universität über sein Werk und seine Wirkung im Westen referieren.

Den zweiten Interessenschwerpunkt der Ost-West-Gesellschaft bildet das Werk von Georg von der Gabelentz (1840 bis 1893). Manfred Ringmacher (zusammen mit James McElvenny, Edinburgh) hat von dessen Hauptwerk, »Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse«, mit seinen zwei Auflagen (1891, 1901), eine kritische Ausgabe erstellt (2016). Teile davon hat McElvenny ins Englische übersetzt; eine chinesische Übersetzung der Kapitel über die allgemeine Sprachwissenschaft nimmt Renbai Wen (Xi'an) vor. Gabelentz' »Chinesische Grammatik« (1881) ist mit Unterstützung der Gesellschaft 2015 erstmals in chinesischer Übersetzung durch Xiaoping Yao (Perking) erschienen. Ich selber habe mich mit seinem »Handbuch zur Aufnahme fremder Sprachen« (1892) beschäftigt und darüber 2008 beim Internationalen Linguistenkongress in Seoul (Südkorea) vorgetragen. Schon 2002 war ich in einem Vortrag bei der Ninth International Conference on the History of the Language Sciences an der Universität São Paulo (Brasilien) dem Verhältnis von Georg von der Gabelentz zu den Junggrammatikern, speziell Hermann Paul, nachgegangen. Und kurz vor der Emeritierung habe ich beim Internationalen Germanistenkongress 2010 in Warschau über »Gabelentz' Grammatiksysteme im Kontext« referiert.

#### 2.4. Vechtaer Ringvorlesung

Das führt wieder zurück in die Zeit ab 2010 (und zugleich auch wieder weit davor). Es ist über eine weitere Weise zu berichten, mit Vorträgen in Erscheinung zu treten: die Ringvorlesung, die seit dem Jahr 1983 in jedem Sommersemester an der Universität in Vechna durchgeführt wird, 2018 unter dem Titel »Heterogenität – Phänomene, Chancen und Probleme«. Ich gehörte seinerzeit zu den Initiatoren. Unser Ziel war und ist es, Vertreter unterschiedlicher Fächer mit Vorträgen zu einem gemeinsamen Thema (1983 war es anlässlich seines 500. Geburtstages Martin Luther) ins Gespräch zu bringen und ihre Sichtweisen einem größeren Hörerkreis, auch von außerhalb der Universität, vorzustellen. Von Anfang an entstand aus den überarbeiteten Vorträgen jeweils ein Sammelband. Zu diesem Zweck gründeten wir die Reihe »Vechtaer Universitätsschriften«, die auch anderen Titeln offensteht und mittlerweile einschließlich Sonder- und Spezialbänden knapp fünfzig Bände umfasst. Herausgeber der Reihe, von einzelnen ihrer Bände und Organisatoren der Ringvorlesung sind zusammen mit mir die schon oben erwähnten Joachim Kuroпка und Hermann von Laer.<sup>77</sup>

Die Vorträge in der Ringvorlesung sind für ein Publikum gedacht, das nicht nur aus engen Fachgenossen besteht, sondern in erster Linie aus interessierten Zuhörern anderer Fächer

---

<sup>77</sup> Ich bin Mitherausgeber einer zweiten Vechnaer Reihe mit Namen »Littera. Studies in Language and Literature/Studien zur Sprache und Literatur« (Lang), begründet und weitergeführt von hiesigen Literatur- und Sprachwissenschaftlern der Anglistik und Germanistik. Bislang sind sieben Bände erschienen.

oder Bürgern aus der Stadt und der Region. Sie sollten daher in einem guten Sinn »populärwissenschaftlich« gehalten sein. Darum habe ich mich auch in meinen eigenen Beiträgen bemüht (inzwischen sind es knapp zwanzig) und auch Ausflüge über die Fachgrenzen hinaus gewagt, etwa in einem Beitrag über Mozarts obszönen Wortschatz.

## 2.5. »Notizen aus der Sprachebene«

Auf dieser Linie liegen auch die »Notizen aus der Sprachebene« in der Vechtaer »Oldenburgischen Volkszeitung«. Ich wurde im Sommer 2010 gefragt, ob ich nicht Lust hätte, alle vier Wochen einen »OV-Gastkommentar« zu schreiben, so um die 120, 130 Zeitungszeilen zu einem von mir frei zu wählenden Thema. Ich sagte freudig zu und verfasste den ersten Beitrag: »Herzliches Willkommen«. Das gab die Richtung vor: sprachliche Probleme aufgreifen und sie so verständlich abhandeln, dass auch der »normale, durchschnittliche Zeitungsleser« sie mit Genuss und Gewinn lesen kann. Als Erstes ging es also um die Beobachtung, dass »Herzlich willkommen« in ungefähr der Hälfte der Fälle falsch, mit großem »W«, geschrieben wird. Danach die grammatische Erklärung für die richtige Schreibung mit kleinem »w«. Neben solchen orthografischen Fragen ging es im Lauf der acht Jahre, die ich jetzt in dieser Weise tätig bin, um weitere grammatische Details, um Beobachtungen zum Wortgebrauch, zum Sprachgebrauch im Allgemeinen und dergleichen mehr. Der nächste Artikel beschäftigt sich mit »Graffiti« – oder muss es »Graffiti« heißen? Wer bestimmt das, wo schlägt man das nach und was bekommt man da alles zu lesen?

## 2.6. Leserbriefe

Weitergeführt habe ich auch das Verfassen von Leserbriefen, mit denen ich mich hauptsächlich in Bezug auf Sprachliches, gelegentlich auch Alltägliches an die Öffentlichkeit wende. Während die Heimatzeitung meine Briefe ohne Weiteres abdruckt, ist es immer eine spannende Frage, ob die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« oder eine andere große Tages- oder Wochenzeitung einen eingesandten Leserbrief veröffentlicht. Immerhin ist es mir in der FAZ 19 Mal gelungen (insgesamt habe ich 126 Leserbriefe platzieren können). Meine jüngste Einsendung – zum »Gendern« – bleibt aber wohl ungedruckt.

## 2.7. Kirchentexte

Ein neues Betätigungsfeld bietet sich mir durch die ehrenamtliche Mitarbeit in der örtlichen evangelischen Kirchengemeinde. Seit 2012 gehöre ich dem Gemeindegemeinderat an. Dort ist man froh, dass ich dauerhaft die Protokollführung übernommen habe. Außerdem versehe ich die Endredaktion des vierteljährlich erscheinenden Gemeindebriefes. Vor einiger Zeit habe ich dort in einer Serie die kirchlichen Namen der Sonntage erklärt.

## 2.8. »Use Wörbauk« in Neuauflage

Die ganzen acht Jahre, die seit der Emeritierung vergangen sind, hat mich ein Projekt beschäftigt, von dem alle Beteiligten angenommen hatten, dass es viel schneller erledigt sein könnte: die Neuauflage von »Ollenborger Münsterland: Use Wörbauk. Plattdeutsches Wörterbuch«. Die erste Ausgabe war 2009 erschienen. Verfasser waren Bernhard und Annemarie Grieshop, Alfred Kuhlmann, Wilhelm und Maria Thien, Marga Siemer, Maria Blömer und Kerstin Ummen. Ich hatte, zusammen mit Maik Lehmborg, die wissenschaftliche Begleitung inne und besorgte die Endredaktion, zu der auch die Erstellung der Druckvorlage gehörte. Die 2 500 Exemplare waren rasch ausverkauft und das Verfasser team plante, eine zweite, erweiterte und korrigierte Ausgabe zu erarbeiten. Es waren doch einige Fehler stehen geblieben, und die Durchsicht weiterer Wörtersammlungen ergab manche Lücke im aufgenommenen Wortschatz. Wir machten uns also frohgemut ans Werk, wobei mir wieder die Aufgabe der Endredaktion zufiel. Ich hatte in der Masterdatei alle Korrekturen durchzuführen und die Ergänzungen einzutragen. Alles dauerte unerwartet lange, denn die Mehrzahl der Autoren widmete sich dem Wörterbuch neben dem Beruf. Aber jetzt (Mitte 2018) ist das neue Wörterverzeichnis fertiggestellt, und bis zum Jahresende soll das neue Buch erscheinen. Es bekommt eine CD oder DVD beigelegt, auf der der Text als PDF, also durchsuchbar, gespeichert ist. So kann es auch als hochdeutsch-plattdeutsches Wörterbuch genutzt werden. Die zunächst vorgesehene eigene Ausgabe mit einer Umkehrung der Einträge erwies sich als so schwierig, dass wir davon absehen mussten. Da das »Wörbauk« angesichts des Schwindens des Niederdeutschen auch im hiesigen ländlichen Raum womöglich die letzte Dokumentation des hier gebräuchlichen Wortschatzes ist, ist geplant, alle plattdeutschen Elemente zu »vertönen«. Von allen Wörtern und Wendungen sowie von den Beispielsätzen sollen Tondateien erstellt und mit dem Text verknüpft werden. Dann gibt es eine zweite DVD, auf der die Aussprache, die in der Verschriftung ja nur annähernd wiedergegeben wird, dokumentiert ist. Als wir diesen Plan fassten, hatten wir nicht annähernd eine Vorstellung davon, mit welchem Aufwand, auch finanzieller Art, die Erstellung der Tondateien für jeden der gut 20 000 Stichwortartikel verbunden ist.

## 2.9. Kommentiertes Straßennamenverzeichnis

Nach dem Abschluss der »Wörbauk«-Arbeit soll ein weiteres Vorhaben in Angriff genommen werden: das kommentierte Verzeichnis der Vechtaer Straßennamen. Die Idee dazu geht in die letzten aktiven Jahre zurück, in denen ich Studenten, die keine eigene Vorstellung vom Thema ihrer Bachelorarbeit hatten, damit beauftragte, die Namen der Straßen ihres Heimatortes zu kommentieren. Wenn ihr Heimatort zu groß war, genügte ein Ortsteil, wenn er zu klein war, wurde ein weiterer Ort hinzugenommen – es sollten, auch wegen der Vergleichbarkeit, jeweils um die 400 Straßen mit ihren Namen abgehandelt werden. Auf diese Weise kamen 32 Orte zu einem kommentierten Verzeichnis ihrer Straßennamen. Die Verfasser übergaben ein Exemplar ihrer Arbeit an das Bürgermeisteramt, und in einem Fall wurde sie in überarbeiteter Form als Buch veröffentlicht (Visbek, Kreis Vechta). Auch für die Stadt Vechta liegt eine solche Bachelorarbeit vor. Ihr Verfasser, Daniel Wilkens, ist aber zu beschäftigt,

sie weiterzuführen, und hat mir gestattet, seine Vorarbeit zu nutzen, den Inhalt zu aktualisieren und zu einem Buch umzugestalten. Dazu wird auch eine zweite Zusammenstellung, die unabhängig von der Bachelorarbeit am örtlichen Museum entstanden ist, herangezogen.

Diese Vorarbeiten haben der damalige Leiter des Museums, Axel Fahl-Dreger, und ich benutzt, als wir von der Stadt beauftragt wurden, für ausgewählte Namensschilder sogenannte Legendenschilder zu texten. Diese Vierzeiler erläutern, welchen (stadt-)geschichtlichen Hintergrund der Name einer Straße hat oder was es mit der Person, nach der sie benannt wurde, auf sich hat. Die ersten 30 solcher Schilder sind inzwischen angebracht, und man kann sich mittels eines am Pfosten angebrachten QR-Codes den dazugehörigen Langtext aus dem Internet laden. Diese Langtexte bilden die ersten Einträge für das entstehende Gesamtverzeichnis.

## 2.10. Das »Grammatische Kompendium« jetzt in Kooperation

Wie bereits erwähnt, ist unser Sohn Sebastian seit 2016 Professor für Deutsche Sprache an der Universität Eichstätt. Als der A. Francke Verlag (Tübingen, in der Verlagsgruppe Narr) nachfragte, ob es zu einer Neuauflage des »Grammatisches Kompendiums« kommen und ob diese in Zusammenarbeit mit Sebastian erstellt werden könne, sagte er zu meiner großen Freude zu. Der Verlag hatte festgestellt, dass seit der letzten Auflage, der sechsten im Jahr 2008, erneut eine Nachfrage eingesetzt hatte; der Rückgang im Verkauf hatte sicherlich damit zu tun, dass das Buch nach meinem Ausscheiden in der Vechtaer Sprachwissenschaft nicht mehr in Gebrauch war und demgemäß auch nicht zur Anschaffung empfohlen wurde. Nun also dennoch nach insgesamt 20 000 verkauften Exemplaren eine neue Auflage, und zwar nach den neuen technischen Vorgaben: Buch, E-Book (PDF) und E-Pub (mit dynamischer Textanpassung lesbar auf digitalen Endgeräten). Das bedeutete eine gründliche Durchsicht der Voraufgabe, die in ihrer Gesamtanlage unverändert blieb, aber im Detail an manchen Stellen verändert und verbessert wurde, wobei insbesondere das Register erheblich überarbeitet und erweitert wurde (nicht mehr nur »starkes Verb«, sondern auch »Verb, starkes«). Anders als zuvor, als direkt von meiner eingereichten Vorlage gedruckt wurde, gab es einen Neusatz, der gründlich Korrektur gelesen werden musste und der danach auch die Grundlage für die beiden elektronischen Fassungen bildete. Am 11. September 2017 erschien dann das »Grammatische Kompendium. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe. 7., überarbeitete und erweiterte Auflage, durchgesehen von Sebastian Kürschner«. Meine Hoffnung ist nun, dass für spätere Auflagen, möglicherweise mit größeren Änderungen, Sebastian allein zuständig ist.

## 2.11. Arbeit und Leben im Alter

Ich bin also ganz gut beschäftigt. Die Gewohnheit, meine Arbeitsstunden zu notieren, von der oben bereits die Rede war, habe ich beibehalten und festgestellt, dass sie sich ungefähr auf die Hälfte verringert haben, also im Schnitt auf zwanzig Stunden die Woche. In dieser Zeit schaffe ich aber längst nicht mehr so viel wie früher – eine wohl übliche Erscheinung des Alterwerdens. Leider hat sich eine üble Angewohnheit fortgesetzt, ja verstärkt: die Neigung

utb.

Wilfried Kürschner

# Grammatisches Kompendium

7. Auflage



Umschlag des »Grammatischen Kompendiums«, 7. Auflage 2017



zur Prokrastination, also zum Verschieben. Ich schaffe es kaum einmal, einen zugesagten Abgabetermin pünktlich einzuhalten (nur bei den Zeitungsartikeln gibt es kein Pardon), und zwar weil ich die dazu nötigen Arbeiten zu spät aufnehme. So muss ich Herausgeber immer wieder um Aufschub bitten, der mir erfreulicher- und dankenswerterweise auch immer wieder freundlich gewährt wird. Andererseits revanchiere ich mich bei Beiträgern zu Sammelbänden, die ich herausgebe, durch ebenso gütige Aufschubgewährung.

Die übrige Zeit verbringe ich mit Lesen (Zeitungen vor allem, gelegentlich auch ein Buch, seltener ein Fachbuch<sup>78</sup>), mit (dosierter) körperlicher Ertüchtigung (Spaziergehen, Schwimmen, Fahrradfahren, Gymnastik); gelegentlich verreisen meine Frau (zum Glück noch immer die, mit der ich in zwei Jahren fünfzig Jahre verheiratet sein werde) und ich miteinander und gehen auf Kunst-, Chor- oder Lions-Fahrten, gelegentlich unternehmen wir auch Studien- oder bloße touristische Reisen (die nächste zum Nordkap und dann in die Karibik – unsere erste Kreuzfahrt) und besuchen oder beherbergen wir Freunde und Bekannte. Meine Frau ist musikalisch und im sozialen Ehrenamt sehr engagiert, aber wir gönnen uns daneben auch ein Abonnement am Oldenburgischen Staatstheater (vier Opern, vier Schauspiele). Unsere Kinder und Enkelkinder kommen gelegentlich zu Besuch oder wir fahren zu ihnen, wobei Köln und Erlangen/Eichstätt doch ziemlich weit von Vechta entfernt liegen.

Wir wollen, so lange es geht, in unserem Haus in Vechta wohnen bleiben. Die Regale an den Wänden im oberen Stockwerk mit seinen vier Zimmern stehen voller Bücher, und ich kann zwischen dem Schreibzimmer, in dem ich, umgeben von meiner linguistischen Bibliothek, meine Texte mit der Hand konzipiere, und dem Computerzimmer, in dem ich sie dann eintippe, wechseln. Im Erdgeschoss befindet sich das Arbeitszimmer meiner Frau, voll mit ihren Büchern und dem Computer. Im Wohnzimmer steht ein Schrank mit Belletristik (darunter mehrere Regalböden mit Werken von und zu Arno Schmidt und von meinem Lieblingsautor David Lodge). Die beiden Gästezimmer sind zum Glück noch buchfrei (bis auf die Kinderbücher für die Enkel, die aber lieber auf dem Smartphone oder dem iPad lesen).

Eines Tages wird das alles auszuräumen sein. Die Bücher werden wohl kaum in großer Zahl von unseren Erben übernommen werden. Dennoch: Es gehört zu den großen Wohltaten meines, unseres Lebens, dass wir sie uns leisten und um uns haben konnten, dass wir sie (zum Teil) lasen oder gleich wieder wegstellten, immer in der Gewissheit, sie bei nächster Gelegenheit wieder hervorholen zu können. Die Umstände waren zum Glück danach.

---

<sup>78</sup> Das letzte war David Crystals (Zwischen-)Lebensbericht »Just a Phrase I'm Going Through: My Life in Language« (2009): So möchte ich schreiben können! Seinem Buch ist der Titel dieses Berichts entlehnt.